

Christoph Wilhelm Meißner

# Die Geister



Erstes Buch



Christoph Wilhelm Meißner

**Die Geister**  
Erster Band

Berlin 1805, bei Oehmigke jun., überarbeitet 2015



## **Inhalt**

An meine Leser	7
Das Licht in der Kirche	9
Die weiße Frau	16
Die nächtliche Erscheinung	26
Die Unterirdischen	32
Der Burggeist	41
Der Zauberbaum	51
Die Totenbeschwörer	61
Der wilde Jäger	66



## **An meine Leser**

Eine Sammlung der unterhaltendsten, teils aus dem Reich der Wahrheit, teils aus dem Gebiet der Fantasie entlehnten Geistererscheinungen, Gespenstergeschichten usw., mit Kürze vorgetragen und mit Auswahl gemacht, wird dem leselustigen Publikum hoffentlich kein ganz unangenehmes Geschenk sein; um so mehr, da hierbei auf alle Stände von Lesern Rücksicht genommen worden ist. Sollte man auch hier und da auf irgendeinen alten Bekannten stoßen, so wird man sich desselben doch gewiss nicht ungerne erinnern und die Bekanntschaft mit Vergnügen erneuern.

M.



## Das Licht in der Kirche

Ich studierte in L. und hatte dort einen Zirkel guter Freunde, den ich fast alle Abende besuchte. Der Rückweg zu meiner Wohnung führte über einen Kirchhof. Eines Abends, als ich mich etwas verspätet hatte, ging ich auch noch über denselben. Die Turmglocke schlug drei Viertel auf Zwölf. Die Straße war öde und leer. Unwillkürlich fiel mein Blick auf die Kirche, bei deren hinterem Teil ich eben vorbeiging.

Die Fenster dieses Teils, in dem der Altar stand, waren erleuchtet, zwar nur ganz matt. Man sah deutlich, dass Licht in der Kirche war. Ich stutzte. Mein erster Gedanke war: Hier sind Spitzbuben!

Neugierde und Sucht nach Abenteuern - zwei Gefühle, die dem jugendlichen Alter eigen sind - wachten in mir auf, und so lebhaft, dass ich nun um keinen Preis hätte weggehen können, ohne der Sache näher auf die Spur zu kommen. Offenherzig gestanden, wurde auch eine heimliche Ahnung von über natürlichen Dingen, von Nachtgeistern und dergleichen in mir rege. Doch schämte ich mich vor mir selbst zu sehr, als dass ich mir dies eingestehen sollte. Indes freute ich mich im Innern, genug Mut zu haben, erforderlichen Falls mich auch mit diesen einmal zu messen. Man trug damals kurze dicke Weinrebenstöcke. Dies war mein Wehr und Waffe gegen Lebendige und Tote. Ich zitterte vor Freude oder vor Angst, ob der Dinge, die da kommen sollten, sah noch einmal nach den Altarfenstern, die ziemlich tief bis an die Erde gingen, aber doch nicht so tief, dass man hätte in die Kirche sehen können, bemerkte das Helle noch ganz deutlich und eilte nun

zum Kirchner, der auf dem Kirchhof wohnte, um diesen zu der nächtlichen Wallfahrt einzuladen und mir die Kirche aufschließen zu lassen.

Wir waren alte Bekannte, und der Mann wunderte sich höchlich über den späten Besuch. Mit Mühe hatte ich ihn aus den Federn geklopft, er streckte den Kopf zum Fenster heraus und brummte ein raues »Wer ist da?« in den Bart.

Ich detaillierte ihm mit kurzen Worten meine Bemerkung sowie mein Begehren und bat, nur nicht lange zu säumen, ehe uns die Kirchenräuber entwischten.

»Licht?«, begann der alte Mann und schüttelte den mit einer Schlafmütze bedeckten Kopf. »Licht in der Kirche? Sie träumen, Freund! Ich bin bereits zweiundzwanzig Jahre bei dieser Kirche angestellt und habe mein Lebtag kein Licht des Nachts darin gesehen!« Aber mein Gott, lieber Herr Kirchner, wischen Sie sich nur den Schlaf aus den Augen. Sehen Sie doch einmal recht hin, es ist ja wahrhaftig am Altar hell!«

»Hm, hm!«, brummte der alte Küster. »So wahr Gott lebt, es ist hell - das ist doch meiner Treu kurios, da ...«

»Was ist da Kurioses! Diebe sind's, Spitzbuben, und die müssen beim Kollett nehmen. Allons, heraus, heraus!«

»Diebe? Spitzbuben? Ja, die werden auch ein Licht mitnehmen. Nein, Freund, das ist was anderes!«

»Was soll's denn anderes sein? Machen Sie nur, machen Sie!«

»Herzensmann, ich sage Ihnen, das ist was anderes. Da hinten am Altar sind noch alte Mönchsgruften. Die eine kupferne Platte, die links am Altar liegt, ist mir schon lange ganz locker vorgekommen. Es ist da wahrscheinlich nicht richtig!«

Die Furchtsamkeit des alten Mannes machte mich nur noch kecker. Ich drang mit doppeltem Eifer in ihn, und er willigte endlich in meine Bitte ein, mit mir in die Kirche zu gehen, jedoch nur unter der Bedingung, dass wir seinen Hausknecht, den alten Christian, mitnähmen. Dieser war unterdessen auch munter geworden, und so eröffneten wir denn unseren Heldenzug. Christian ging mit einer Laterne voran, der Kirchner nahm zwei Wachskerzen mit, und zur Notwehr hatte er in der Angst ein Lineal ergriffen. Ich verließ mich auf meinen Rebenknüppel.

Unser Angriffsplan war so entworfen, dass wir die Hauptkirchentür, dem Altar gegenüber, leise öffnen wollten. Hier sollte Christian mit der Laterne ruhig stehen bleiben, der Küster zündete dann seine beiden Wachskerzen an und ging mit mir auf den Altar zu. Fiel etwas Bemerkbares vor, so wollten wir alle drei mit einem Mal fürchterlich zu schreien anfangen, um im Falle, dass es Spitzbuben wären, sie in den Wahn zu setzen, dass wir unserer recht viele wären, und ihnen den ersten Schrecken einzujagen. Sahen wir denn, dass der Feind uns überlegen war, so zogen wir uns zurück, schlossen die Kirchentür ab und machten in der Stadt Lärm.

Der Kirchner ließ sich von uns beiden die Hand geben, dass wir ihn auf keinen Fall im Stich lassen wollten, und schloss nun in Gottes Namen die große Kirchentür auf.

In diesem Augenblick schlug es zwölf. Ein kalter Schauer lief mir durch Mark und Bein, und mein Mut drohte sich in Zaghaftigkeit umzuschlagen.

Wir kamen leise und ohne ein Wort zu sprechen in die Kirche. Unsere Blicke waren auf den am Ende des großen langen Gebäudes befindlichen Altar gerichtet.

Der Altar war schwach erleuchtet!

Grause, stille Mitternacht schlummerte ihren Todesschlaf in dem alten Gemäuer des Tempels. Dumpfig und kalt war die Luft! Da und dort blickte ein Engelskopf aus schwarzem Schnitzwerk heraus, kein Laut störte die heilige Ruhe des Gotteshauses! Man glaubte in einem weiten Grab zu stehen.

Von uns sprach keiner ein Wort. Ich zitterte vor Frost und Schauer am ganzen Körper. Der Küster konnte kein Glied stille halten. Der alte Christian schien am gefasstesten zu sein. Er hatte den sichersten Posten, denn, sobald er die Wachskerzen behutsam angezündet hatte, stellte er die Laterne vor sich hin auf die Erde und nahm die Klinke der Kirchentür in die Hand, um, wenn ja etwas passieren sollte, gleich der Erste beim Reißaus zu sein.

Der Kirchner klemmte sein Lineal unter den Arm, nahm in jede Hand eine brennende Kerze, und so gingen wir beide, dicht nebeneinander, auf den Zehen, dem Altar zu. Als wir mitten in die Kirche kamen ... verlöschten beide Kerzen! ...

Ich blieb stehen. Der Kirchner ging zurück, zündete seine Kerzen bei Christian an und kam wieder zu mir.

Es war ein schauerlich komischer Anblick, den alten Mann mit den beiden brennenden Kerzen herankommen zu sehen.

Über das weiß flanelle Nachtkamisol hatte er eine schwarze Weste geköpft, die Beinkleider schwarz und ziemlich destruiert, und die schwarzen Strümpfe in einem Paar gelber Pantoffeln; sein Gesicht feierlich, ernst und bange; das unterm Arm geklemmte Lineal hatte im Schatten die Riesenlänge eines Mastbaumes, und das Quäst-

chen seiner Nachtmütze ambulierte gleichfalls im Schatten bei der Orgel und auf den Emporkirchen herum.

In dem Augenblick, als er wieder dicht neben mir stand, verlosch die eine Kerze wieder. Es war, als ob sie eine unsichtbare Macht ausblies. Ich griff schnell nach der Zweiten und rettete sie glücklich!

»Weiter kann ich nicht!«, seufzte der Küster leise. »Gott sei mit Ihnen, ich bleibe hier!«

Ich hatte mich ein wenig gesammelt, das Herz schlug mir wieder freier. In der Linken die brennende Kerze, in der rechten meine Rebe, so ging ich vorwärts auf den Altar zu. Mein Weg führte mich vor der Sakristei vorbei. Die kleine gewölbte Tür stand offen, und ich warf einen Blick hinein. Himmel, da lag ein Mädchen in einem weißen Gewand, tot oder schlafend, über einen Stuhl gelehnt!

Kalter, eiskalter Schauer durchfuhr meinen ganzen Körper. Ich drückte die Augen fest zu, eilte vorbei, ohne zu wissen, wohin! Schrecken und Furcht packten mich wie verzehrende Ungeheuer, das Herz bebte mir im Leib, und in diesem fürchterlichen Augenblick ging meine Kerze aus.

Unbewusst meiner selbst stand ich vor dem Altar! Das große Altarblatt, Jesus am Kreuz, mir gegenüber. Die Ruhe des Ausgelittenen am Marterholz goss auch den Geist der Ruhe mit milder Freundlichkeit in mein Herz! Mir war unaussprechlich wohl. Ich erwachte gleichsam wie aus einer Ohnmacht und geriet in eine Art schwärmerische Entzückung.

Johannes hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, und Maria weinte die Tränen heiligster Rührung. Ich hatte das Bild oft gesehen. Allein diesen Effekt hatte es nie auf mich

gemacht. Den Anschein eines Hauptreliefs bekam das Blatt durch die schwache, dämmernde Beleuchtung. Ich stand dicht vor dem Altar, und nun erst fiel mir ein, warum ich vor diesem stand. Ich sah nun das Licht, das mich hierher gezogen hatte. Ich war über dasselbe ebenso ungewiss wie vorher. Es war eine schlechte, blecherne Öllampe, die ziemlich hell brannte.

Ich zündete meine Kerze wieder an und beleuchtete die ganze Gegend vor dem Altar. Weder ein irdisches noch überirdisches Wesen war zu verspüren. Ich ging auf den Kupferplatten der Mönchsgrüfte umher - die vermoderten Bewohner derselben schlummerten alle ruhig. War Vorsatz war nun, in die Sakristei zu gehen, um das weiße Wesen näher zu beleuchten. Je näher ich der kleinen Tür kam, desto schauerlicher grauste es mir entgegen. Unwillkürlich wendete ich mich wieder weg und ging hinter den Altar, um den Besitzer der blechernen Lampe zu entdecken.

Ich hatte kaum einen Schritt hinter den Altar gesetzt, als ich eine kleine Figur entdeckte, die sich dicht an der Wand niedergekniet zu haben schien. Sie rührte und regte sich nicht, war ungefähr drei Fuß hoch, rundum mit einem Gewand behangen, und oberhalb etwas stärker als unten zu.

Furchtlos, aber leise ging ich näher. Indessen erlaubte mir der schwache Schimmer meiner Lampe nicht, viel mehr zu beobachten, als ich vorher gesehen hatte.

Mit den kaum hörbaren Worten »Wer ist denn das?« tippte ich die Figur mit der äußersten Spitze meines Rebstockes an. Sie bewegte sich, das Gewand entfaltete sich etwas, und die Figur wurde um eine Hand hoch größer.

Dieser Augenblick war entscheidend! Das Herz krampfte mir zusammen. Ich schrie mehr aus Angst als aus Mut:

»Herr Jesus! Was ist das?«

Im selben Augenblick sah ich die Figur größer werden, hörte den Kirchner aus voller Kehle schreien, meinen Namen von einer fremden Stimme brüllen.

»Halt, Racker!«, schrie ein baumlanger bewaffneter Kerl, der mich bei der Kehle fasste und zu Boden stürzte.

Die Figur rief ängstlich »Herr Jesus Christus!« und fiel mit mir zugleich nieder!

Die Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Schauerszene ist folgende:

Dem Hausknecht war an der Kirchentür bange geworden. Er war daher davon gelaufen und hatte einen Nachtwächter herbeigerufen. Dieser, in der Idee, Kirchenräuber zu finden, sah mich und packte mich in seinem heiligen Amtseifer so wütend an, dass ich, vom Schreck betäubt, gleich zusammenstürzte. Meinen Namen rief der Hausknecht, der mich, weil ich hinter dem Altar stand, nicht sehen konnte und mich schon ermordet glaubte. Die Figur war ... eine alte arme Frau. Sie war von ihrem Hauswirt wegen ausgebliebenen Mietzinses aus dem Logis geworfen worden, suchte in der Kirche ihr Obdach, hatte sich seit einiger Zeit öfters einschließen lassen und füllte ihr Lämpchen mit zusammengebetteltem Brennöl, um nicht Dunkeln einzuschlafen, weil es ihr zu schauerlich war, in dem großen alten Gemäuer allein im Finstern zu sitzen.

Das erwähnte Mädchen in der Sakristei war nichts als ein über einen Stuhl gelegtes weißes Chorhemd, das meine Fantasie im Schreck gleich mit Kopf und Füßen begabt hatte. Dass die Lichter in der Mitte der Kirche dem Küster ausgegangen waren, rührte von zwei gegenüber befindlichen Türen her, durch die ein starker Zugwind strömte.

Der Kirchner und der Hausknecht unterrichteten den Nachtwächter von seinem Irrtum. Er ließ den vermeintlichen Kirchenräuber wieder frei. Die gute Folge dieser Geschichte, welche bald stadtkundig und am Ende zur Untersuchung des Magistrats gezogen wurde, war, dass die arme alte Frau in das Spital aufgenommen wurde.

Als Nutzenanwendung schliesse ich mit der Bitte, jedem Schein von Sonderbarem oder Mystischem geradewegs entgegen zu gehen.

\*\*\*

### **Die weiße Frau**

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts lag in Böhmen ein altes Schloss auf einem schroffen, dicht mit Holz umwachsenen Felsen, in welchem, der allgemeinen Sage nach, schon seit einigen Jahren Geister ihre Wohnung aufgeschlagen haben sollten. Selbst der ehemalige Besitzer war durch das nächtliche Getöse nicht nur, sondern auch durch mancherlei üble Begegnungen genötigt worden, es zu verlassen. Und verödet stand nun dieser ehemals so glänzende Wohnsitz einer angesehenen adligen Familie. Schon mancher hatte es gewagt, den Kampf mit den unbekanntem Schlossbewohnern zu beginnen. Allein die erlittenen Miss-handlungen verscheuchten jeden Vorsatz zu einem neuen Wagestück.

Karl von Herzberg, ein junger deutscher Edelmann, reiste in Familienangelegenheiten durch diese Gegend. Er konnte sich kaum des Lachens enthalten, als ihm sein geschwätziger Wirt mit allen Umständen die abenteuerliche

Geschichte jenes Schlosses, das nur eine kleine halbe Stunde von diesem Dörfchen entfernt lag, erzählte. So weit war er vom Glauben an Gespenster und Geistererscheinungen entfernt.

Er fasste endlich sogar den Entschluss, eine Nacht auf demselben zu verbringen, ließ sich in dem Zimmer, wo das Gespenst gewöhnlich erscheinen sollte, ein Bett zu-rechtmachen und einige Dinge, die zum Nachtquartier gehörten, hineinschaffen. Alle Vorstellungen des gutherzigen Wirts waren vergebens, und eine teilnehmende Träne rann von seiner runzligen Wange herab, als am bestimmten Abend ein herzhafter Reitknecht ihn mit einer Laterne ins Schloss begleitete und einen Teil der Sachen nachtrug, die er mitnehmen wollte. Diese bestanden in vier geladenen Pistolen, einem tüchtigen Säbel, einigen Lichtern und einem Feuerzeug. Als sie das Schlafzimmer im Schloss erreicht hatten, schickte Herzberg den Reitknecht wieder zurück, denn er hatte sich ausdrücklich vorgenommen, ganz allein hier zu übernachten. Hierauf setzte er den Tisch neben das Bett, ließ ein Wachslicht darauf brennen, legte ihrer noch zwei neben das Feuerzeug in Bereitschaft, postierte die vier geladenen Pistolen hinter das Bett, so-dass er sie gleich mit der Hand erreichen konnte, legte den blanken Säbel neben sich, behielt alle seine Kleider an, nahm eine brennende Tabakspfeife in den Mund und legte sich so aufs Bett, um wachend die Erscheinung zu erwarten.

Kaum zeigte seine Uhr auf die zwölfte Stunde, so hörte er ein starkes Getöse sich ihm nähern, dessen Widerhall durchs ganze Schloss ertönte. Es schien mit großen Stiefeln einher zu tapfen, klirrte mit den Sporen, rasselte mit

den Ketten im Saal und auf den Treppen hin und wider, schlug verschiedene Male an die Türen und lärmte am meisten vor demjenigen Zimmer herum, worin sich unser Karl befand.

Ruhig aber hörte dieser das Getöse mit an und wartete mit Verlangen darauf, wozu es sich endlich entwickeln würde. Plötzlich entstand ein so ungeheurer Lärm im Vorsaal, dass alle Fenster klirrten und das ganze Schloss zu erbeben schien. Während desselben tat sich die Tür auf, und es trat eine Figur herein, die einem minder herzhaften Mann, wie es Herzberg war, in der Tat Schrecken genug einzujagen geschickt war.

Sie hatte das Aussehen einer alten Frau, trug ein langes, weißes Kleid, welches sie auf den Dielen hinter sich herschleppte. Ihr Gesicht war die hässlichste Totenlarve, die nur immer gedacht werden konnte. Ein langes, schwarzes Haar floss aufgelöst und zerstreut ihr um die Schultern. In der rechten Hand trug sie eine Fackel, und in der linken ein Kreuzifix, welches so groß war, dass sie sich wie auf einen Stock darauf stemmen konnte.

Sobald Karl diese fürchterliche Figur erblickte, ergriff er eine seiner Pistolen, setzte sich im Bett auf und sagte: »Welche Macht führt dich hierher, die Bewohner dieses Hauses zu stören? Sprich: Was ist dein Begehren? Ich werde dir rede und Antwort geben. Aber ich werde auch gegen Geister der Hölle meinen Arm nicht sinken lassen, wenn du dich als Feind mir näherst!«

Die Figur trat einige Schritte näher und betrachtete Karl beim Schein der Fackel mit größter Aufmerksamkeit.

Hierauf antwortet sie: »Junger Mensch! Ich könnte dir deine Verwegenheit mit dem Leben bezahlen lassen, wenn

mich deine Jugend und deine männliche Schönheit nicht dauerten. Doch nur eine Bedingung ist es, unter welcher ich dir das Leben schenke, und diese ist, dass du mir den Augenblick folgst, wohin ich dich führe!«

»Ich bin bereit, dir zu folgen, erwiderte Herzberg, wohin du mich führst. Aber du musst mir beim Worte der ewigen Wahrheit versprechen, dass du mich unversehrt wieder zurück auf diese Stelle bringen willst.«

»Wozu dieses Versprechen«, erwiderte das Gespenst.

»Ohne diese Bedingung werde ich diese Stelle nur mit meinem Leben verlassen!«

Nun trat das Gespenst bis auf einen Schritt näher, hielt ihm das Kruzifix hin und sagte: »Lege deine Hand auf das Bild des gekreuzigten und schwöre! Schwöre jedem Auftrag unbedingten Gehorsam! Dann sei dir dein Begehren gewährt.«

Herzberg bedachte sich hierüber nicht weiter, legte seine Finger auf das Kruzifix und sprach: »Ich schwöre es bei Gott und meinem Erlöser!«

»So stehe auf und folge mir!«, erwiderte das Gespenst, und Karl blies sein Licht aus und folgte der furchtbaren Führerin.

Nun ging es über einen langen, großen Saal hinweg, der bis an das Ende des Schlosses führte. Hier war eine kleine eiserne Tür, welche offen stand und auf eine kleine steinerne Treppe stieß.

Sie stiegen diese hinab und kamen in ein finsternes unterirdisches Gewölbe, das sie eine lange Strecke fortführte. Am Ende desselben war abermals eine Tür, und hinter dieser wieder eine Treppe, die aber kaum zwanzig Stufen enthielt. Nachdem sie diese hinabgestiegen waren, stießen

sie nochmals auf eine eiserne Tür, die aber verschlossen war. Das Gespenst öffnete sie mit einem Schlüssel, und sie gingen hinein. Jenes aber schloss diese Tür eben so fest hinter sich zu, wie es mit den vorigen geschehen war.

Man stelle sich Karls Staunen vor, als er hier in einem kleinen, mit vielen Lampen erleuchteten Saal trat, wo ihm das Gespenst nun einige Minuten zu warten befahl. Fast wäre er nun auf den Gedanken gekommen, dass er sich in einer förmlichen Räuberhöhle befände. Er besah den Saal von allen Seiten und fand außer der Tür, wo er hereingekommen war, noch zwei andere eiserne auf verschiedenen Ecken. Alles betrachtete er genau, und alles war höchst reinlich und ordentlich.

Indem er sich damit beschäftigte, trat ein ziemlich bejahrtes Frauenzimmer herein, welches er an der Sprache sogleich als das Gespenst erkannte, das ihn hierher geführt hatte.

»Frage mich um nichts, junger Mensch!«, sagte sie, »und folge mir getrost!«

Sie führte ihn nun zu derselben Tür hinaus, wo sie selbst hereingekommen war. Es ging über einen kleinen, schmalen Gang bis an eine andere Tür, welche in ein kleines, niedliches Kämmerchen, worin ein weiches Bettchen stand, führte.

»Zieh dich aus«, sagte die alte Dame, »und lege dich auf dieses Bett!«

Zwar vermutete er nichts Ärgeres, als dass seine Führerin den Plan habe, ihn mit ihrer Gesellschaft zu beehren. Doch leistete er endlich, unbekümmert, was dieses Abenteuer noch für ein Ende nehmen würde, dem Befehl, eingedenk seines Schwurs, Gehorsam, und legte sich in das

Bett.

»Erwarte jetzt, was dir begegnen wird, und tue, was dich die Natur lehrt! Um das Übrige sei unbekümmert.«

Nach diesen Worten entfernte sie sich, nahm ihr Licht mit und ließ ihn in der tiefsten Dunkelheit allein zurück.

Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnete sich leise die Tür, und er sah etwas Weißes hereinschleichen und sich seinem Bett nähernd.

Endlich legte sich die Gestalt neben Karl, den noch immer der fürchterliche Gedanke an die alte Dame quälte, und schmiegte sich fest an ihn.

Aber wie angenehm wurde er überrascht, als er, nach angestellter Untersuchung, das Gegenteil wahrnahm und ein junges, schön gebautes Frauenzimmer fand. Vergebens forderte er sie zum Reden auf. Sie sprach kein Wort. Desto feuriger aber waren ihre übrigen Liebkosungen, und Karl tat - was ihn die Natur lehrte, und wie ihm die Alte geboten hatte.

Beim Erwachen fand er seine Gesellschafterin verschwunden, und allerhand unruhige Gedanken über das ihm zugestoßene Abenteuer durchkreuzten unaufhörlich sein Gehirn, als die Dame mit einem Licht in der Hand wieder hereintrat.

»Steh auf«, sagte sie jetzt, »und zieh dich an! Ich werde dich sogleich zum Frühstück abholen!«

Sie ließ ihm das Licht da, entfernte sich einige Augenblicke und führte ihn dann in ein anderes Zimmer, wo schon alles zum Frühstück bereitstand. Die Dame fragte ihn nun, ob es ihm diese Nacht in ihrem Haus gefallen habe. Und er bejahte es mit einem feurigen Blick.

Sie lächelte und sagte: »Es ist billig, dass ich dir die Teil-

nehmerin deines Vergnügens nun auch bei Licht zeige!«

Hierauf zog sie die Klingel, und sogleich trat ein Mädchen herein, über deren Anblick Karl ebenso sehr erstaunte und in Entzücken geriet. Mit halb niedergeschlagenen Augen und mit der reizendsten Miene der Schamhaftigkeit näherte sie sich ihm und machte eine kleine Verbeugung. Karl fasste ihre Hand und führte sie mit diesen Worten an seinen Mund. »Ich fühle mich doppelt glücklich, Sie zu sehen, meine Teuerste, da Sie mir Ihre Liebe schenkten, ehe Sie wussten, ob ich sie verdiente. Darf ich mir schmeicheln, Ihrem Herzen auch künftig nicht ganz gleichgültig zu bleiben, so sollen Sie ewig an mir einen treuen Verehrer und Freund finden.«

»Versprichst du auch nicht zu viel, junger Mann?«, versetzte bedeutend die Dame. »Ich werde dich beim Wort halten!«

»Noch nie brach dieses Karl von Herzberg!«

»Bist du bereit, bei den Gebeinen meines Geliebten zu schwören?«

»Ich bin es!«

»Wohlan, so folgt mir beide!« Sie schloss nun eine verborgene Tür auf, und beinahe hätte Karl, der vor nichts zitterte, ein unwillkürlicher Schauer zu Boden geworfen.

Das Zimmer war ganz schwarz ausgeschlagen. In jedem Winkel desselben hing eine brennende Lampe, und in der Mitte lag in einem Sarg - das Skelett eines Menschen!

»Dies sei der Altar Eurer Liebe!«, begann nun die Alte, und Tränen bitterer Wehmut füllten ihre Augen.

»Tretet näher!«

Beide mussten nun, Karl zur linken und Emilie zur rechten Seite des Sarges, niederknien, ihre Hände auf das Ske-

lett legen und sich ewige Treue geloben.

»Treue bis in den Tod!«, riefen beide, und die Alte sprach gerührt über sie den schönsten Muttersegen.

»Nun kommt und verlasst diesen Ort des Entsetzens. Ich habe mit dir vorzüglich, mein Sohn, noch eine Sache von Wichtigkeit abzumachen, ehe ich meinen Vorsatz ausführen kann. Dein Edelmut bürgt mir für einen glücklichen Ausgang.«

Sie gingen nun in das eigentliche Wohnzimmer zurück.

»Vor allem«, begann jetzt die Dame, »höre meine Geschichte! Sie ist zwar kurz wie ein froh durchlebter Augenblick, aber nicht so schön wie dieser!

Heinrich von Waldau, der eigentliche Besitzer dieses Schlosses, stand einst bei meinem Vater in Quartier. Er sah mich, und meine wenigen Reize fesselten sein Herz so, dass er beschloss, sich um meine Liebe zu bewerben und mich zu heiraten. Allein sehr bald wurde er gewahr, dass ich nicht mehr frei sei und mich bereits in eine andere Verbindung eingelassen hatte. Doch dies änderte seinen Entschluss nicht, und er ließ mich eines Nachts durch einige vertraute Reiter von seiner Kompanie hierher auf sein Schloss entführen, wo ein alter Haushofmeister, den er zum Verwalter seiner Güter eingesetzt hatte, die Aufsicht über mich bekam. Mein Geliebter, der zufälligerweise meinen jetzigen Aufenthalt ausgekundschaftet hatte, fand endlich die Gelegenheit, unter der Kleidung eines Frauenzimmers sich Eingang zu mir zu verschaffen. Sorglos überließen wir uns allen Freuden und Ergötzlichkeiten einer glücklichen Liebe, als eines Abends plötzlich die Tür aufging und Waldau mich schlafend in den Armen seines glücklichen Nebenbuhlers erblickte. Ein heftiger Schrei

schreckte mich aus meinen wonnigen Träumen auf. Himmel! Aus drei Wunden spritzte das Blut meines Geliebten in die Höhe! Ich sprang aus dem Bett, um die Flucht zu ergreifen. Er stellte sich mir mit blankem Degen entgegen. Ich lief geradewegs hinein - und sank zu Boden.

Als ich endlich wieder zu mir selbst kam, erblickte ich mich unter den geschäftigen Händen meines Aufsehers. Er schien Mitleid mit uns zu haben, denn mein Geliebter war nicht getötet, sondern bloß, gleich mir, gefährlich verwundet. Niemand im ganzen Haus erfuhr etwas davon, und man entschuldigte unsere Abwesenheit bei den übrigen Hausbewohnern durch eine Lüge. Waldau selbst war sogleich wieder zu seinem Regiment zurückgekehrt. Meinen Überredungen und Bitten gelang es endlich, die Gattin des Haushofmeisters auf meine Seite zu bringen, und sie musste ihren Mann nach und nach gleichfalls überreden, dass er seinem Herrn meldete, wir wären beide an den erhaltenen tödlichen Wunden gestorben.

Was war aber nun zu tun? Wo sollten wir uns hinwenden? Nach Hause wagte ich mich nicht, weil meine Eltern stets gegen die Verbindung mit meinem Geliebten geeifert hatten, und unter einem fremden Namen, an einem fremden Ort zu leben, dazu hatten wir Vermögen nicht genug.

Endlich machte uns unser Retter selbst den Vorschlag, dieses unterirdische Behältnis zu beziehen, dessen Existenz selbst dem Herrn von Waldau ein Geheimnis geblieben war. Wir ergriffen mit Freude diese wohltätige Anerbietung, brachten alles heimlich, was zur Errichtung eines Haushaltes nötig war, und du hier siehst, in unsere neue Wohnung und bezogen sie alsdann. Durch eine Öffnung in der Felsenhöhle hatten wir einen Ausgang und wussten

uns unter allerhand Verkleidungen die notwendigen Lebensmittel herbeizuschaffen.

So lebten wir einige Zeit ganz ruhig und zufrieden, bis endlich das Ende des Krieges unserem verborgenen Aufenthalt die größte Gefahr drohte. Denn mit ihm kehrte von Waldau auf sein Schloss zurück. Endlich brachte der Umstand, dass er uns für ermordet und in seinem Schloss begraben hielt, meinen Geliebten auf den Gedanken, ihn durch Vorspielungen von Gespenstererscheinungen aus dem Schloss zu verscheuchen. Und wie gut uns dies alles gelang, davon zeigt das Gespräch der ganzen Gegend. Mein Verfolger ließ es unbewohnt stehen, und wir sorgten auch in der Folge dafür, dass niemand ungeneckt herauskam, der sich einmal hineingewagt hatte.

Unterdessen gebar ich meinem Geliebten eine Tochter, deine jetzige Verlobte. Sie war bereits 16 Jahre alt, fühlte das Bedürfnis, zu lieben, ohne dass sie selbst noch wusste, was ihr fehlte. Wir gerieten darüber oft in Verlegenheit, denn woher sollten wir, ohne uns zu entdecken, einen Mann für sie bekommen?

Mein Geliebter sann auf ein kühnes Wagstück und war eben im Begriff, es auszuführen, als der Tod ihn überraschte. Stelle dir jetzt meine schreckliche Lage vor. Ich konnte mich unmöglich überwinden, ihn selbst im Tode noch von mir zu lassen, ließ ein Sarg anfertigen und auf dem gewöhnlichen Weg herbeischaffen. In diesen legte ich ihn und besuchte seine Überreste täglich.

Gestern endlich, als ich deine Ankunft in diesem Schloss gewahr wurde, du sehr leicht auf die Absicht schließen konnte, ersann ich den Plan, der mir nun so herrlich gelungen ist. Ich habe meiner geliebten Emilie einen Gatten,

und zwar, wie ich hoffe, einen edlen, guten gatten verschafft.«

»Zweifeln Sie nicht!«, unterbrach sie Karl gerührt, »und seien Sie versichert, dass ich heute noch zum Herrn von Waldau eilen werde, um Ihnen nicht nur Verzeihung, sondern auch Genugtuung zu verschaffen!«

»Ja, lieber Herzberg, tun Sie das, und hat er mir verzeihen, dann eile ich, meinen Vorsatz auszuführen und den kleinen Rest meines Lebens in einem Kloster zu beschließen.«

So viel Einwendungen auch Emilie und Karl dagegen machten, so beharrte sie doch auf ihrem Entschluss und begab sich wirklich in kurzer Zeit, als durch Karls Vermittlung alles ausgeglichen worden war und der alte unverheiratete Waldau sogar Emilie an Kindesstatt angenommen und zur Erbin seines großen Vermögens eingesetzt hatte, in eins derselben, wo sie bis zur Würde einer Äbtissin emporstieg und den Ruf einer Heiligen mit sich in die Gruft nahm.

\*\*\*

### **Die nächtliche Erscheinung**

Prinz von A. liebte gesellschaftliche Scherze und Späßchen und brachte mit einigen seiner Kavaliers, unter denen sich vorzüglich der Kammerjunker von Helm auszeichnete, einen großen Teil des Jahres auf einem alten, entlegenen Schloss zu. Man lebte hier lustig und vergnügt, machte Schwänke und erzählte sich allerhand unterhaltende, auch öfters gar schauerliche Begebenheiten. Helm, ein uner-

schrockener, furchtloser Mann, war durch kein Gespenst bange zu machen, und alle Versuche, ihn zu erschrecken, waren immer fruchtlos geblieben.

Auf dem einen Hügel des Schlosses sollte der Sage nach ein geistiges Ungetüm sein Wesen treiben. Eine weiße Frau, hieß es, lasse sich alle Nächte sehen und niemand daselbst ruhen. Der Kammerjunker lachte laut auf, als man eines Abends lebhafter als je zuvor über diesen Gegenstand sprach und einige unter der Gesellschaft steif und fest für die Wahrheit stritten. Man forderte ihn daher auf, sein Lager daselbst aufzuschlagen, wo die weiße Frau zu hausen pflege. Er war sogleich bereitwillig, das Abenteuer zu bestehen und bezog gegen Mitternacht, als sich alles zu Bett begab, sein neues Schlafzimmer.

Eine Grabesstille herrschte im ganzen Schloss. Man hätte den schwächsten Laut vernehmen können.

Helm allein war noch wach und wurde genötigt, das kleine Nebenzimmer zu besuchen. Er nahm das noch brennende Licht und verfügte sich, schon halb schlummernd, dahin.

Aber welch ein grauser Anblick bot sich hier seinen Augen dar, als er die Tür öffnete!

Eine weiße Frau saß mit hängendem Kopf auf einem Stuhl und starrte vor sich hin.

Der Kammerjunker war zwar anfangs etwas stutzig sammelte aber bald die Gegenwart seines Geistes wieder und fragte in einem rauen Ton: »Bist du lebendig oder tot?«

Er erhielt keine Antwort, und dies machte ihn beherzter. Er ging näher auf die Gestalt zu, umfasste sie, und da alles Rütteln und Schütteln vergeblich war, ein Zeichen des Le-

bens zu entlocken, so begab er sich zur Ruhe.

Man hatte ihn von fern beobachtet und erkannte und bewunderte ihn nun allgemein als einen unerschrockenen, furchtlosen Mann. Als er am folgenden Morgen in das Zimmer des Prinzen kam, wo er die gestrige Gesellschaft schon gegenwärtig fand, fragte ihn dieser, ob ihm die weiße Frau erschienen sei.

»Eine weiße Frau«, antwortete er, »habe ich zwar gesehen, allein das Mütterchen war tot und nicht lebendig. Wie sie aber dahin gekommen ist, weiß ich nicht. Eigentlich gehört sie auf den Kirchhof.«

Und er hatte recht. Es war eine an diesem Tag verstorbene alte Frau, welche der Prinz an diesen Ort hatte bringen lassen, um die Herzhaftigkeit des Kammerjunkers zu prüfen. Glücklicherweise ging dieser Mutwille ohne schädliche Folgen ab, da Helm durch nichts in Furcht gesetzt werden konnte.

Ganz anders verhielt es sich aber mit dem Prinzen.

Von Jugend auf hatte er viel von Gespenstern gehört, war in diesem Glauben erzogen worden. So wenig er jetzt auch davon hielt, so war er doch nicht ohne Furcht, welche ihm immer noch von seinen Kinderjahren anhing. Seine Fantasie war sehr leicht in Tätigkeit zu setzen, und dennoch hörte er gern Märchen von Geistern, wie sie, bald als Riesen, bald als Zwerge gestaltet, bei nächtlicher Weile erscheinen sollten, schauderte aber nicht selten bei dergleichen Erzählungen. Er spaßte mit Gespenstern und war bisweilen hinterher besorgt, sie möchten zur Strafe sich ihm wirklich zeigen.

Der Scherz mit dem alten Mütterchen, der freilich etwas zu weit getrieben war, veranlasste am Abend eine Menge

Geschichten von Erscheinungen der Gespenster. Was sich über diesen Gegenstand nur immer auftreiben ließ, wurde zum Besten gegeben.

Der eine erzählte von der Geschwindigkeit solcher geistiger Wesen; ein anderer von ihrer Geschicklichkeit, durch die feinste Spalte zu schlüpfen; ein Dritter von ganzen Familien derselben, wie sie, groß und klein, untereinander erschienen; ein Vierter von einigen, welche den Kopf bald aufgesetzt, bald unterm Arm getragen, wie sonderbar sich dieses ausgenommen und wie sehr es diesen oder jenen erschreckt habe. Man begab sich endlich zur Ruhe. Allein die Fantasie des Prinzen, welche heute lebhafter als je zuvor mit den seltsamsten Bildern und Vorstellungen, gleich einem Raritätenkasten, angefüllt worden, war noch zu tätig.

Zwar schlief er endlich ein, allein sein Schlaf glich mehr jenem Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen, wo die Einbildungskraft am stärksten zu wirken pflegt und nicht selten ihren Unfug am meisten treibt.

Bald glaubte er, um sich her zu sehen, was durch sie ihm vorgegaukelt wurde. Im Kurzen reihte sich Bild an Bild, Handlung an Handlung, und ein ganzes Schauspiel kam zustande.

Ein Blitzstrahl fuhr plötzlich durch das Zimmer und zündete mit einem Male die Wandleuchter an. Eine Menge dienstbarer Geister erschien, welche Tische und Stühle zurechtsetzten, als ob sie eine große Gesellschaft erwarteten. Sie verschwanden hierauf wieder, und eine Todesstille folgte auf das vorige Geräusch, welche die Erwartung des Prinzen aufs Höchste spannte.

Nach Verlauf einer Minuten öffnete sich langsam die Tür

des Gemachs und ein kleines Männchen erschien, nicht größer als ein Zwerg von einigen Spannen, aber von dem schönsten Ebenmaß aller Glieder, kurz, so proportioniert, wie es die Zwerge nur selten sind. Seine Kleidung bestand aus einem rotsamtenen Rock, der von Gold und Silber starrte. Beim hellen Schein der Lichter funkelte das Duodez-Männchen von oben bis unten. Es besah sich im Spiegel, blickte im Zimmer umher, entdeckte endlich das Bett des Prinzen, ergriff einen Leuchter und näherte sich diesem.

Der Prinz, halb außer sich vor Schreck, wollte sich unter der Bettdecke verstecken, aber wie angezaubert lag er da, ohne die geringste Bewegung machen zu können.

Der Zwerg sah ihm starr ins Gesicht, und ... er konnte nicht einmal das Augenlid schließen, um den Anblick zu entgehen. Sein Puls jagte vor Schreck in mächtigen Schlägen. Er bemühte sich zu sprechen, aber ... seine Zunge war wie gelähmt. Er versuchte die Hände zu bewegen, aber ... sie waren wie gefesselt.

»Steh auf«, sagte das Männchen zu ihm, »und setze die hierher!«

So schnell wie ein Pfeil war der Prinz aus dem Bett und saß neben dem Tisch.

»Nimm diesen Leuchter«, fuhr das Männchen mit etwas gebieterischer Stimme fort, »und halte ihn fest. Oder es ist dein Unglück!«

Der Prinz ergriff mit zitternden Händen den Leuchter. Ein Todesschauer durchbebte seine Glieder, als er ihn faßte. Sein Zustand war schrecklich, übertraf alle Beschreibungen. Er glaubte sich vor der Zeit schon in das Reich der Geister versetzt und die Rolle eines Dieners spielen zu

müssen. Aber noch schrecklicher, noch entsetzter war der Auftritt, welcher sich nun ereignete.

Es geschah ein heftiger Knall, eine verborgene Tür sprang auf. Ein schön gekleideter Mann trat herein und wanderte mit gravitatischer Miene und abgemessenen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor dem Prinzen stehen und setzte sich neben ihn.

»Leuchte ja ordentlich!«, sprach nun der Zwerg zum Prinzen und zeigte ihm, wie er den Leuchter halten solle, um das Gesicht des Fremden recht zu erhellen.

Ohne sich rühren zu können, saß der Prinz da, in voller Erwartung aller der schrecklichen Dinge. Die noch kommen würden. Neben ihm der Fremde, das Gesicht völlig erleuchtet.

Der Zwerg öffnete seine Taschen, zog aus der einen eine Flasche nebst einem Tuch; aus der anderen ein Besteck, Barbiermesser und ein Stück Seife, steckte jener Gestalt das Tuch vor, wetzte das Messer, schlug die Seife zu Schaum, seifte die Figur ein, auf deren Gesicht nun alle Farben des schönsten Regenbogens spielten, und nahm ihr so säuberlich den Bart ab, dass sie keine Miene verzog.

Den Prinzen peinigte der schreckliche Gedanke, dass nun die Reihe auch an ihn kommen werde. Er strengte alle Kräfte an, seinen Kammerdiener zu rufen. Aber ... die Zunge schien ihm erstarrt und der Atem verschwunden.

Nun hatte der Zwerg sein Geschäft vollendet und dem Geist das Gesicht getrocknet. Kaum aber war das geschehen, so ergriff er von Neuem ein Messer und mähte mit einem einzigen Hieb den Kopf ab, dass das Blut stromweise hervorschoss und den Prinzen sowie den Leuchter ganz bedeckte. Aber das Licht erlosch nicht.

Der Prinz war mehr tot als lebendig.

Nun ergriff der Zwerg den Kopf, legte ihm den Prinzen in den Schoß und verschwand – mit ihm die ganze Erscheinung.

Der Kammerdiener trat am anderen Morgen herein, um den Prinzen zu wecken, und entsetzte sich nicht wenig, da er einen Leichnam zu erblicken glaubte; so war der Prinz entstellt.

In dicken Tropfen stand der Angstschweiß noch in seinem Gesicht. Kaum war vermögend, einige zusammenhängende Worte hervorzubringen. Alles eilte herbei. Als er wieder zu sich selbst kam, erzählte er die fürchterliche Mordgeschichte so lebhaft und bestimmt, als wäre sie wirklich geschehen. Sein Glaube an Gespenster war stärker als je zuvor.

Aber Helm belehrte den Prinzen. »Sie wissen ja, gnädiger Herr!«, sprach er, »dass es solche kleinen Menschen nicht gibt, die Sie gesehen haben. Es war ein bloßes Traumbild, das Sie ängstigte, ein Spiel Ihrer Fantasie!«

Der Prinz gab ihm zwar recht, mied aber in Zukunft nicht nur dieses Schloss, sondern auch alle Erzählungen von Gespenstern.

\*\*\*

## Die Unterirdischen

Ein heftiges Gewitter, begleitet von einem fürchterlichen Regenguss, und die finsterste Nacht überfielen den jungen Grafen von Alikanta am Eingang eines kleinen Dörfchens, welches in der Tiefe eines fast ganz einsamen und mit

Wasser angefüllten Tals lag. Er schickte seinen Bediensteten Pedro voran, um ein Wirtshaus aufzusuchen, während er selbst sich zum Pfarrer des Ortes begab, dessen armseliges Häuschen sich von denen der übrigen Dorfbewohner nur wenig unterschied, denn man schien darin vor Wind und Regen nicht eben völlig gesichert zu sein.

Der Pfarrer empfing den Grafen mit vieler Bereitwilligkeit und verwendete die ganze Gabe seiner Beredsamkeit, ihn für die Ehre zu danken, welche er durch diesen hohen Besuch seiner kleinen Hütte erzeuge, und entschuldigte sich unaufhörlich, dass er mit keinen Bequemlichkeiten aufzuwarten imstande sei.

Der Graf erwiderte dem biedereren Geistlichen, dass er keineswegs gesonnen sei, ihm beschwerlich zu fallen, sondern dass er bloß die Rückkehr seines Dieners erwarte, und machte Anstalten, sich zu entfernen, da er die Verlegenheit des ehrlichen Mannes nur zu deutlich in allen Mienen und Bewegungen gewahr wurde. Allein der Prediger hielt ihn zurück und versicherte, dass sein Haus, bei aller Ärmlichkeit, dennoch das bequemste im ganzen Dorf wäre.

Pedro kam zurück und bestätigte die Versicherung des Predigers durch seine Aussage.

»Nun, so wollen wir lieber in jenem Schloss einkehren, das ich auf einem Hügel am anderen Ende des Dorfes habe liegen sehen!«, entgegnete der Graf. »Wer dort auch wohnen mag, ein Zimmer wird er mir doch hoffentlich nicht abschlagen! Geh hin, Pedro, und melde mich an! Ich werde solange hier noch verweilen.«

»Gnädiger Herr!«, begann nun der Pfarrer, »dieses Schloss ist unbewohnt. Es steht seit mehreren Jahren nur

unter der Obrigkeit. Die meisten Zimmer sind ohne Türen, und die wenigen, die noch da sind, haben keine Schlösser. Doch gibt es noch einige Zimmer darin, die mit guten Betten und alten Möbeln versehen sind.«

»Unser genug!«, antwortete der Graf. »Ich will diese Nacht dort zubringen.«

»Ach, lieber Herr!«, fiel nun Pedro mit zitternder Stimme ein. Wir sind dort nicht sicher. Das Schloss wird von Kobolden und Geistern bewohnt, welche alle Nächte einen grausamen Spektakel darin machen. Der Besitzer desselben ist ausgewandert und hat es gegen eine große Geldsumme dem Teufel abgetreten.«

»Du bist ein Narr, ein furchtsamer Hase!«, rief der Graf etwas aufgebracht. »Mit einem Wort: Ich will dort übernachten. Vorher aber werde ich von dem gütigen Anerbieten meines jetzigen Wirts Gebrauch machen und bei ihm das Abendbrot einnehmen.«

Während dessen fragte der Graf den Geistlichen um die Entstehung jener fürchterlichen Sagen bezüglich dieses Schlosses. Der Pfarrer war ein gutmütiger, aber dabei sehr beschränkter Mann. Unwissend und leichtgläubig bis zum höchsten Grade, konnte er das armseligste Geschichtchen auswendig aufsagen, und es gab keine Art von Märchen, Visionen und schrecklichen Erscheinungen, die er nicht vorgebracht hätte, um den Entschluss des Grafen wankend zu machen.

Anfänglich machten alle diese schauerlichen Erzählungen dem Grafen ein wahres Vergnügen, und er verlachte bei sich selbst die Leichtgläubigkeit seines Wirts von Herzen. Endlich aber empfand er die drückendste Langeweile. Er stand schnell vom Tisch auf und befahl seinem Die-

ner, ihm zu folgen.

Auch dieser begann nun Gegendarstellungen zu machen, die aber ebenso fruchtlos waren. Der Graf kannte keine Feigheit und hörte nicht einmal darauf. Vielmehr sagte er dem Pfarrer eine gute Nacht und fügte lächelnd hinzu, er hoffe das Frühstück am anderen Morgen bei ihm einzunehmen und ihn sowie die getäuschten Landbewohner zu überführen, dass es keine Gespenster gäbe.

Der Pfarrer begleitete den Grafen mit seinen Gebeten, und dieser schlug nun den Weg zum alten Schloss ein, wohin ihm Pedro, dessen Entsetzen mit jedem Schritt, den sie sich den Ort ihrer Bestimmung näherten, wuchs und der endlich so traurig wurde, als ob er zum Tode gehen sollte, mit einer Fackel vorleuchten musste.

Das Schloss selbst, das nun ganz dicht vor ihnen lag, war ein altes Gebäude, mit Graben umgeben, geziert mit einigen Türmen, die schon halb in Trümmern lagen und einen höchst unangenehmen Ort bildeten, der ganz dazu geeignet war, durch seine Lage jenen geheimen Schauer einzuflößen, den man fast immer beim Anblick großer, in Ruinen verfallener Gebäude empfindet.

Hierzu kam noch das Geschrei von scheuen Nachtenten, die hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten.

Sie gingen über die Höfe des Schlosses, stiegen eine große, halb verfallene Treppe hinauf und durchliefen alle Zimmer, deren Fußböden unter ihren Tritten krachten.

Der Graf blieb zuletzt in einer Kammer, die er für die beste und gemächlichste hielt, und ließ sich auskleiden. Bevor er sich aber niederlegte, befestigte er seine Pistolen an den Gurt des Degens und legte seine Waffen unter das Kopfkissen seines Bettes. Hierauf ließ er ein Feuer im Ka-

min anmachen und zwei Lichter anzünden, die er vor sich hinstellte. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln legte er sich, obschon nicht völlig ausgekleidet, ins Bett. Pedro aber streckte sich neben ihm auf den Fußboden und bedeckte sich mit einer Matratze.

Ein gewisser Schauer, den selbst der wahre Mut nicht verlieren kann, stellte jedoch dem Grafen, ohne dass er es verhindern konnte, die mancherlei Gefahren vor, in welche er sich ohne Not vielleicht stürzen konnte. Er warf sich unruhig von einer Seite zur anderen. So hatte er bereits zwei Stunden hingebracht und war eben im Begriff, einzuschlafen, als er, es mochte ungefähr Mitternacht gewesen sein, von dem entferntesten Hof her ein dumpfes Geräusch hörte, das er wegen jener Entlegenheit nicht recht unterscheiden wusste. Indes glaubte er doch so viel zu entdecken, dass es rund um das Schloss her ertönte, und hielt es für irgendein verirrttes wildes Tier, welches in dieser Gegend umherschweife.

Aber er wurde in seiner Meinung sehr bald betrogen!

Das Geräusch wurde, je näher es kam, immer vernehmlicher, und man hörte deutlich den Schritt eines Menschen, der langsam einhergeht, und das Geklirr einer schweren Kette, die über das Pflaster fortgeschleift wurde.

Dieser poltrige Lärm, welcher in die Zimmer unvermerkt eindrang, schien nun geradewegs auf die Kammer des Grafen zuzukommen. Er glaubte sich deshalb bereithalten zu müssen, warf, indem er sich schnell erhob, den Gurt in Form einer Schärpe um seine Schultern und war so auf jedes Abenteuer gefasst.

Unterdessen vermehrte sich das Geräusch auf der Treppe und weckte auch Pedro auf, der, um seine Furcht zu

betäuben, sich mit einer Flasche Wein versehen hatte. Es kostete dem Grafen dessen ungeachtet nicht wenig Mühe, ihn vom Schreien abzuhalten.

Das Schreckbild setzte seinen Weg fort, durchlief die angrenzenden Zimmer, und nachdem es mit einer kläglich seufzenden Stimme diese Tour gemacht hatte, stieg es in das höhere Stockwerk, wo es durch das Schleifen seiner Ketten einen gewaltigen Lärm vollführte.

Der Graf wurde immer mehr in dem Verdacht eines Betrugés, der hier obwalten müsste, bestärkt und nahm sich fest vor, koste es, was es wolle, ihn zu entdecken. In diesem Augenblick geschah ein heftiger Stoß gegen die nichtverriegelte Tür und das Phantom trat in das Zimmer. Seine Gestalt war grässlich. Es schien ganz das Fell eines Bären zu haben und war mit schweren Ketten belastet, mit denen es unter schrecklichen Seufzern gegen die Mauern schlug. Nun näherte es sich mit finsterner Miene der Matratze, unter welcher Pedro lag, hob die Ketten auf ließ sie an den Ohren dieses armen Unglücklichen ertönen, der am ganzen Körper zitterte und seinen Tod für unvermeidlich hielt.

Bis dahin hatte der Graf diesem seltsamen Treiben ruhig hinter den Vorhängen seines Bettes zugesehen. Als aber Pedro laut aufschrie, fürchtete er, man habe ihm Gewalt angetan. Er sprang, mit der geladenen Pistole in der Hand, aus dem Bett, ergriff einen Leuchter, ging auf das Unge-tüm zu und schrie aus voller Kraft: »Stirb!«

Völlig unerschrocken wandte sich das Gespenst bedächt-ig nach ihm hin, schüttelte mit Heftigkeit seine klirrenden Ketten und sprach in einem dumpfen Ton: »Folge mir, armseliger Sterblicher!« Nach diesen Worten trat es

schnell seinen Rückweg zur Tür an.

Gleich gereizt durch die Begierde, diesem Abenteuer auf den Grund zu kommen, als durch den Verdruss, seinen treuen Diener verloren zu haben, der ohne das geringste Lebenszeichen dalag, folgte der Graf der Schreckgestalt von fern, immer noch die Pistole in der Hand, jedoch mit dem festen Entschluss, sie nur im äußersten Notfall abzufeuern.

Die Gestalt führte ihn die Treppe hinab, mit vieler Eile über den Hof, an den Eingang einer Art von gewölbter Galerie. Kaum war der Graf eingetreten, so stieß das geheimnisvolle Wesen einen fürchterlichen Schrei aus und verschwand vor seinen Augen in die Eingeweide der Erde.

Ein heftiger Wind, der dabei empordrang, löschte seine Fackel aus, die sich dahin noch gegen die wehende Luft auf dem Hof erhalten hatte. Er sah sich nun in der undurchdringlichsten Finsternis, an einem ihm völlig unbekanntem Ort – ganz allein!

In der Hitze wagte der Graf einige Schritte vorwärts und stürzte in das weite, öde Reich der Schatten hinab. Sein Sturz war einer der gefährlichsten, doch geschah ihm kein Leid. Der Abgrund ging nicht bis in die Unterwelt, und obgleich die Art, wie er hinabgestiegen, fürchterlich war, so war es doch unmöglich, ihn zu töten. Es befand sich nämlich eine Falltür im Fußboden, welche auf einem Hebel ruhte, mit einem sehr geschickt angebrachten Gegengewicht, durch welche sie niederfallen und in die Höhe springen konnte, wenn man den Fuß auf die eine oder die andere äußerste Seite setzte, wo man dann auf weiche Matratzen hinab glitt.

Sobald der Graf in dieses unterirdische Gewölbe gefallen war, sah er sich augenblicklich von einer Schar Geister von menschlicher Gestalt umgeben. Aus ihren Mienen konnte er schließen, dass sie ebenso erstaunt über diesen unverhofften Besuch waren, wie er selbst es war, sich in ihrer Mitte zu befinden.

Man ließ im weder Zeit, sich zu sammeln, noch ihnen ins Gesicht zu sehen, verband ihm die Augen, entwaffnete ihn und ließ ihn in einen benachbarten Keller einschließen.

Dessen ungeachtet verlor der Graf die Gegenwart des Geistes nicht. Er glaubte, den nicht unrichtigen Entschluss machen zu dürfen, dass diese Leute sich entweder mit der Alchemie beschäftigten oder falsches Gold münzten, und dass das fürchterliche Geräusch, welches sie alle Nächte im Schloss hören ließen, bloß dazu diene, um die Neugierigen davon zu entfernen. Je länger er aber darüber nachdachte, desto mehr sah er ein, in welche schreckliche Gefahr er sich gestürzt habe.

Bald darauf hörte er deutlich, dass man sich beratschlagte, was nun mit ihm anzufangen sei. Der größte Teil stimmte für den Tod. Nur ein Einziger, etwas menschlicher, schlug vor, man solle sich erst nach dem Stand und der Absicht der Reise des Unbekannten erkundigen. Man führte ihn deshalb aus seinem Gefängnis in die Versammlung, wo der Graf nach mehreren vorgelegten und beantworteten Fragen die Beweise seines Standes durch die Papiere, die er bei sich trug, darlegte.

»Seien Sie übrigens unbesorgt, meine Herren!«, schloss der Graf seine Rede. »Weit entfernt, in Ihr Geheimnis eindringen zu wollen, schwöre ich Ihnen vielmehr auf Kavallerparole, dass ich unfähig bin, das Ihre zu verraten. Soll-

ten Sie jedoch unbedingt meinen Tod beschließen, so seien Sie versichert, dass meinem Fall der Ihre unmittelbar folgen wird. Unstreitig wird sich mein Kammerdiener durch die Flucht gerettet haben. Und wenn ich nicht wieder zum Vorschein komme, meiner Familie den ganzen Vorgang berichten, welche dann bei dem Monarchen nicht eher ruhen wird, bis dieses Schloss zerstört worden ist.«

Diese Rede, welche jene Würde auf dem Gesicht begleitete, die einen Mann von wahren Mut nie verlässt, versetzte alle in tiefes Erstaunen.

Er wurde von Neuem in den Keller zurückgeführt, um zum zweiten Mal über ihn Rat zu halten.

Das jetzige Urteil, wie der Graf vernehmlich hören konnte, fiel schon günstiger für ihn aus. Zwar waren noch manche, die für den Tod stimmten, aber ihre Anzahl war kleiner als vorhin.

Endlich vereinigten sich alle Stimmen für sein Leben.

Er wurde nun abermals in das Versammlungszimmer zurückgebracht. Hier verkündete ihm einer aus der unterirdischen Gesellschaft seine Freiheit, mit der Bedingung, dass er alle Einwohner des Dorfes in dem Wahn der Geistererscheinungen, von denen sie schon längst überzeugt wären, lassen, und dass er niemals von diesem Abenteuer das Geringste reden solle.

Als der Graf die Erfüllung dieser Bedingung durch einen Eid angelobt hatte, gab man ihm seine Waffen und Papiere zurück, doch behielt man von den Letzteren eines in Verwahrung. Nachdem die ganze Gesellschaft auf seine Gesundheit getrunken und ihm zu verstehen gegeben hatte, welchem Schicksal man sich dadurch aussetzte, dass man ihm das Leben lasse, öffnete man die Falltür und gab

ihm zwei Führer mit, die ihn zu seinem Zimmer zurück begleiteten. Erst auf der Treppe wurde er von der Augenbinde befreit und von seinen Begleitern verlassen.

Den armen Petro traf er noch in dem jammervollen Zustand und halb leblos an. Er hielt seinen Herrn von den Gespenstern erdrosselt. Es gehörte eine lange Überredungskunst dazu, ehe er davon überzeugt wurde, dass er noch am Leben sei und gerade vor ihm stehe.

Ohne sich nun weiter aufzuhalten, befahl der Graf, ihm zu folgen, indem er, des geleisteten Schwures ungeachtet, es für das Sicherste hielt, das Schloss zu verlassen, aus Furcht, man könne den ersten Entschluss noch widerrufen.

Dem Prediger erzählte er, dass sich das Gespenst, als er es habe verfolgen wollen, in einen Brunnen gestürzt habe, in dessen Tiefe er beinahe selbst hinabgezogen worden wäre, und dass er nur mit Mühe sein Zimmer habe wiederfinden können.

Dieses Gerücht verbreitet sich bald in der ganzen Gegend, und nie hat der Graf etwas von diesem Abenteuer sich verlauten lassen. Erst nach seinem Tod fand man in seinen hinterlassenen Papieren diese ganze Begebenheit aufgezeichnet.

\*\*\*

### **Der Burggeist** *(nach einer Volkssage)*

Im Jahr 1688 ging ein armer Schuhmacher in F...g in das benachbarte Städtchen S... Sein Weg führte ihn dicht vor

den Ruinen eines alten Schlosses vorbei, von welchem er schon so viele abenteuerliche und seltsame Dinge hatte erzählen hören. Er beschloss also, dieses merkwürdige Gebäude her dieser Gelegenheit etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Er stieg daher hinauf, durchkroch alle Winkel desselben und bemerkte endlich eine Treppe, welche, wie er glaubte, in einen Keller führte. Seine Neugier spornte ihn an, auch diesen nicht ununtersucht zu lassen. Er stieg mutig hinunter und fand, dass er sich nicht geirrt hatte. Es war wirklich ein Keller, in welchen die Sonne durch eine Öffnung gerade so viel Licht hineinwarf, dass er jeden Gegenstand genau erkennen konnte.

Zu beiden Seiten des Kellers lagen 18 Fässer. Die zwei vordersten wären mit Hähnen versehen. Dem Meister kam die Lust an, den Wein zu versuchen. Er drehte also den Hahn und wurde mit Erstaunen gewahr, dass wirklich Wein wie Öl in das darunter stehende Gefäß floss. Es ärgerte ihn, dass er kein Geschirr bei sich hatte, worin er seiner Frau und seinen Kindern etwas von diesem Labetrunk mitbringen konnte. Er zweifelte nicht, dass dieser Wein für ihn bestimmt sei, und dachte daher nur auf Mittel, wie er ihn auf eine gute Art nach Hause schaffen könnte. Nachdem er seinen Durst gestillt hatte, setzte er seinen Marsch nach dem bestimmten Ort fort, kaufte sich daselbst nach verrichteten Geschäften zwei große irdene Flaschen nebst einem Trichter und wandelte dann noch vor Untergang der Sonne mit diesem Apparat mutig auf das Schloss zurück.

Hier fand er noch alles in der Ordnung, wie er es verlassen hatte. Er füllte daher ungesäumt seine Flaschen und

wollte bereits mit seiner Ladung den Keller wieder verlassen, als er an der Treppe einen alten Mann in einem kurzen, schwarzen Rock, langen Bart, kahlen Kopf und ledernen Käppchen an einem Tischgen sitzen sah, der eine Schiefertafel vor sich liegen hatte, und dem Anschein nach in einer sehr wichtigen Rechnung begriffen war.

Dem guten Bürger sank jetzt auf einmal der Mut, und er hätte gern seine Flaschen zurückgelassen, hätte er nur auf eine gute Manier ungesehen wieder aus dem Keller entweichen können. Allein dazu sah er gar keine Möglichkeit, denn der Alte hatte sich gerade so gesetzt, dass der Bürger, wollte er ja zu entfliehen suchen, Gefahr lief, ihn über den Haufen zu stoßen.

Er hielt also für das Beste, den Alten wegen seines Diebstahls um Verzeihung zu bitten und ihn dahin zu vermögen, dass er ihn ungehindert gehen lasse. Dies tat er denn auch. Er warf sich vor ihm auf die Knie und versicherte ihn, dass er sich in seinem Leben nicht wieder nach seinem Wein gelüsten lassen wolle, wenn er ihn nur dieses Mal ungestraft zu seiner Frau und seinen Kindern zurückziehen ließe.

Der Alte schien das sehr aufzunehmen.

»Komm, so oft du willst, und du sollst bekommen, soviel dir und den deinen nottut!«, sagte er lächelnd und verschwand.

Dem Bürger wurde es auf einmal ganz leicht um die Brust. Er eilte mit seiner Bürde so schnell er konnte davon und kam glücklich damit bei seiner Frau an, der er das ganze Abenteuer genau erzählte.

Diese wollte zwar anfangs durchaus nicht von dem mitgebrachten Wein trinken. Als sie aber sah, dass ihr Mann

sich in diesem edlen Saft so gütlich tat, schwanden zuletzt ihre Bedenklichkeiten. Sie tat ihrem Gatten Bescheid und fand diesen Labetrunk für ihren Gaumen so behaglich, dass sie beinahe in die Versuchung geraten wäre, ein Gläschen auf die Gesundheit des Gebers dieses Guten zu trinken.

Der gute Meister war nicht karg mit seinem Wein. Er hatte die Versicherung, dass er so oft wiederkommen durfte, so oft seine Flaschen geleert sein würden, und wusste sich dieser Erlaubnis so gut zu bedienen, dass selten eine Woche verstrich, wo er nicht zu dem Keller wanderte und seine Flaschen von Neuem füllte.

So verstrich ein ganzes Jahr. Er tat sich mit seiner Familie immer sehr gütlich, und seine Flaschen glichen dem nie versiegenden Ölkrug der Witwe im Evangelium. Endlich war er so töricht und bewirtete auch ein paar seiner Nachbarn mit dem Wein, den er, nach der Vorschrift des Alten, doch nur mit seiner Familie verzehren sollte.

Die Nachbarn ließen sich den Wein auch recht wohl schmecken und konnten sich nicht genug darüber wundern, dass der arme Schuster ihnen ein Glas Wein vorsetzen konnte, desgleichen in der ganzen Gegend keiner zu bekommen war, und der wegen seiner außerordentlichen Güte auf einer fürstlichen Tafel aufgesetzt zu werden verdiente. Sie sahen einander bedenklich an und kamen endlich auf die Vermutung: Nachbar Schuster mochte wohl durchreisende Fuhrleute beherbergen, und statt der Zahlung Wein nehmen, oder wohl gar ohne ihr Wissen sie darum betrügen.

Da nun insgemein die nächsten Nachbarn auch die nächsten Feinde zu sein pflegen, so darf man sich wohl

nicht wundern, wenn der gastfreie Wirt schon des andern Tages mit Frau und Kindern aufs Rathaus geholt wurde, um anzuzeigen, wie er zu dem Wein gekommen sei.

Man befragte ihn scharf und drang so sehr in ihn, dass er, ob er gleich einsah, dass es nunmehr mit seinem Weinholen wohl ein Ende haben würde, sich endlich doch genötigt sah, sein Abenteuer mit allen Umständen der neugierigen Obrigkeit zu entdecken.

Die ehrsamten Mitglieder des edlen Rates schüttelten ob dieser Erzählung die wohlweisen und großperückten Köpfe, noch mehr aber über den Wein selbst, den sie als ein Corpus Delicti nach echtem Gerichtsgebrauch aufs Rathaus hatte holen lassen und so vortrefflich fanden, dass sie einhellig versicherten, sie könnten sich nicht entsinnen, ihn je so gut getrunken zu haben. Der Geschuldigte musste seine Aussage eidlich erhärten und erhielt, weil der Hochedle Rat auch seiner werten Familie gern diesen Labetrunk zu kosten geben wollte, - die gerichtliche Aufgabe noch einmal mit seinen Flaschen auf das Schloss zu gehen und den dort gezapften Wein statt der aufgelaufenen Gerichtskosten auf das Rathaus zu liefern.

Ob nun gleich unser Schuster im Voraus sah, dass seine Mühe dieses Mal vergeblich sein würde, so musste er, wollte er sich den Rat nicht zum Feind machen, notgedrungen dem Befehl gehorchen.

Er kam glücklich auf dem Schloss an und fand zu seiner innigen Freude noch alles im vorigen Stand. Er stieg eilig hinunter in den Keller, füllte in der Geschwindigkeit seine Flaschen und wollte sich eben wieder zurück begeben, als er mit Schrecken unfern der Treppe den nämlichen alten Mann erblickte, den er hier schon einmal gefunden hatte.

Er saß abermals an einem kleinen Tisch und war, wie das erste Mal, mit Rechnen beschäftigt. Allein die Rechnung schien diesmal beendet zu sein, denn kaum hatte sich der erschrockene Bürger umgekehrt, so stand der alte Mann auf, durchstrich alle auf der Tafel befindlichen Zahlen mit einem Kreuz, ging zu einem kleinen Kasten, öffnete ihn und nahm stillschweigend 30 Goldstücke heraus, wovon jedes in der Größe eines Laubtalers war, und warf sie sodann dem Meister in den Hut.

Letzterer wunderte sich über die Freigebigkeit seines Wohltäters und dankte schon dem Himmel, dass er so glücklich von seiner Furcht befreit werde, als Ersterer den Stuhl, worauf er vorher gesessen hatte, in die Mitte des Kellers setzte, eine große Rute hervorzog, und dem Bürger durch Mienen zu verstehen gab, dass er seinen Rücken entblößen und sodann sich bequemen möchte, sich auf den vor ihm stehenden Stuhl zu setzen.

Der Bürger bat seinen Wohltäter auf den Knien, ihm nur diesmal zu verzeihen. Allein er war unerbittlich und fasste ihn, da er sich durchaus nicht einer so kindischen Behandlung unterwerfen wollte, beim Kopf, kleidete ihn aus, stauchte ihn auf den Stuhl und zerhieb ihn mit der ziemlich starken Rute den Rücken dergestalt, dass das Blut daran herunterrann.

»Nun geh«, sagte er nach vollbrachter Exekution, »und lass dich, so lieb dir dein Leben ist, nie wieder hier blicken! Du hättest eigentlich für deinen Ungehorsam, dass du, meinem Verbot ungeachtet, auch Fremden von deinem Wein zu trinken gegeben, eine noch härtere Bestrafung verdient. Allein um deiner Frau und deiner Kinder willen mag es sein Bewenden dabei haben. Den Wein und

das Geld nimm mit. Ersteren liefere dem Rat ab, Letzteres aber behalte für dich, und wende es ja wohl an, willst du nicht mehr Schaden als Nutzen davon haben. Geh! Und lass dich nie wieder gelüsten, hierher zu kommen!«

Der Alte verschwand, und der Gegeißelte zog, so gut er konnte, seine Kleider wieder über den gepeitschten Rücken und trat dann, mit seinem Gold und Wein versehen, gemach seinen Rückweg an.

Seine Frau kam ihm bis in die Tür entgegen, merkte aber bald aus seinem finsternen Gesicht, dass ihm etwas Widriges begegnet sein müsse. Sie fragte ihn um die Ursache, konnte aber lange nichts von ihm erfahren. Endlich erzählte er ihr offenherzig, wie übel ihm seine Gastfreiheit bekommen sei, und zeigte ihr zu mehrerer Bekräftigung seinen blutigen Rücken, auf welchem die lateinischen Buchstaben H.M.C.T. sehr deutlich zu lesen waren.

Nun konnte freilich die gute Frau nicht länger an der Wahrheit dieser traurigen Geschichte zweifeln. Sie bezeugte ihm herzliches Mitleid und riet ihm, den leidenden Teil seines Körpers ein wenig von dem mitgebrachten Wein zu waschen. Allein dieser, dem die Worte seines ehemaligen Wohltäters noch sehr deutlich in den Ohren klangen, trug Bedenken, seiner Obrigkeit etwas zu entziehen, und lieferte den Wein so ab, wie er ihn erhalten hatte. Er ermangelte auch nicht bei dieser Gelegenheit dem Hochedlen Rat zu erzählen, wie teuer ihm der Wein zu stehen gekommen sei, und machte dadurch die Neugierde dieser Herren so rege, dass sie endlich sogar den Wunsch äußerten, ihnen doch die auf seinem Rücken befindlichen Hieroglyphen besehen zu lassen.

Unser Meister ließ sich hierzu bereitwillig finden, und

der Hochweise Rat staunte nicht wenig, als er die vier Buchstaben erblickte. Allein keiner war so glücklich ihren verborgenen Sinn zu erraten, ausgenommen der Herr Actuarius, der ein starker Diplomatiker war, und in einer sehr gelehrten Rede bewies, dass die vier Buchstaben nichts mehr und nichts weniger anzeigen könnten, als die so bekannten lateinischen Worte: *Hodie Mihi, Cras Tibi*, die man auf so vielen Leichensteinen eingehauen fände, und auf gut Deutsch »Heute an mir, morgen an dir« hießen.

So wenig diese Auslegungen den übrigen Gliedern des Hochedlen Rats auch in die Köpfe wollte, so war doch keiner so unbescheiden, den Herrn Actuarius eines anderen überführen zu wollen. Man nahm sie als richtig an, und schien sich übrigens wenig darum zu bekümmern, was wohl der wahre Sinn dieser merkwürdigen Worte sein möchte.

Der Bürger wurde entlassen, der Wein aber zurückbehalten.

Vier Wochen nachher war neue Bürgermeisterwahl. Da es nun hierbei immer feierlich herzugehen pflegt, so war wohl nichts natürlicher, als dass erwähnter Wein bis dahin aufgehoben wurde.

Der Tag erschien, und die Feierlichkeiten nahmen ihren Anfang. Alles, was nur in etwas zur Familie der Ratsglieder gehörte, wurde zum Schmaus eingeladen. Man setzte sich zu Tisch und ließ sich die aufgetragenen Gerichte recht wohl schmecken. Besonders aber mundete der Wein, und sein Lob strömte von allen Zungen. Die besten Weinkenner versicherten, dass er den Nierensteiner und Johannisberger weit übertreffe, und der gestrenge Herr Exkon-

sul bedauerte nichts mehr, als dass er dem Bürger nichts aufgelegt hatte, statt zwei Flaschen, zwei Stückfässer von diesem edlen Rebensaft zu füllen.

Die Gesellschaft ging erst spät und größtenteils wohl bezechet auseinander. Fast jeder fühlte beim Hinweggehen die Füße ungleich leichter als den Kopf, und selbst der gestrenge Herr Exkonsul war davon nicht ausgenommen. Er schlich sich daher ganz still an den Häusern weg, konnte aber, trotz alles Suchens, seine Wohnung nicht finden. Dies fiel ihm auf. Er erinnerte sich, oft mehr getrunken zu haben, und doch nicht in diese Verlegenheit gekommen zu sein. Er war daher völlig der Meinung, es müsse heute damit seine besondere Bewandtnis haben.

Indessen gab er die Hoffnung nicht auf, sich endlich doch zurechtzufinden. Er wankte aus einer Straße in die andere und kam endlich an ein Haus, das ihm ganz unbekannt war, und in dessen Unterstube er noch ein brennendes Licht sah. Ohne Bedenken klopfte er an und fragte den Mann, der zum Fenster heraus sah, ob er nicht so gut sein und ihn nach Hause führen wolle. Dieser war auch gleich bereitwillig dazu. Er nahm den Herrn Bürgermeister unter den Arm, führte ihn die Straße auf, die Straße ab und öffnete endlich die Tür eines Hauses, das, so viel der benebelte Herr Bürgermeister in der Dunkelheit erkennen konnte, seiner Wohnung ziemlich ähnlich sah. Allein kaum hatte er den Fuß über die Schwelle gesetzt, so bemerkte er beim Schein einer brennenden Lampe, dass ihn sein Führer irregeleitet hatte. Er befand sich in einem Gewölbe, das rundum mit Weinfässern umgeben war, und in dessen Mitte ein alter Mann an einem Fass lehnte, der gerade so aussah, wie jener Bewohner des Bergschlosses von

dem ehrlichen Schuster beschrieben worden war. Sein kurzes Haar sträubte sich mächtig unter der großen, schön gepuderten Perücke empor. Seine Einbildung stellte ihm des Meisters zerhauenen Rücken sehr lebhaft vor die Augen. Er ahnte gleiche Behandlung und würde sich gewiss eilig wieder entfernt haben, hätte er nicht die Tür sehr sorgfältig hinter sich zuschließen hören. Er sah sich also gezwungen, zu erwarten, was man mit ihm vornehmen werde. Der Alte ließ ihn auch nicht lange in dieser bänglichen Ungewissheit. Er holte eine Rute hervor, die noch etwas wichtiger zu sein schien als jene, von der die Spuren noch immer sehr deutlich auf des Schusters Rücken zu sehen waren, und gab sodann dem am ganzen Leib zitternden Bürgermeister durch Zeichen zu verstehen, dass er geruhen möge, seinen Rücken zu entblößen und sich sodann über das am Boden liegende Weinfass zu legen. Man kann sich denken, dass der Herr Bürgermeister gegen ein solches Verfahren möglichst protestierte und appellierte; allein es half ihm nichts. Er musste sich dem Willen des Burggeistes unterwerfen, und erhielt eine noch reichlichere Portion Streiche, als weiland der Schuster erhalten hatte.

Ja, der Geist war mit dieser Rache noch nicht einmal zufrieden. Er spundete den jämmerlich zerhauenen Herrn Bürgermeister auch noch in ein leeres Weinfass und ließ ihn darin zwei volle Tage fasten.

Die übrigen Personen, welche von dem auf dem Bergschloss gezapften Wein getrunken hatten, bekamen sämtlich einen ungewöhnlich starken Ausschlag.

\*\*\*

## Der Zauberbaum

Auf meiner Reise nach Z... musste ich auch den Wald passieren. Wahrscheinlich hatte ich den rechten Weg verfehlt, denn so sehr ich auch meinen Gaul anspornte, um noch vor dem völligen Untergang der Sonne irgendeinen Ort zu erreichen, wo ich übernachten könnte, so waren doch alle meine Bemühungen vergeblich. Die Nacht überfiel mich, und ich sah mich in die unangenehme Notwendigkeit versetzt, hier übernachten zu müssen. Um nicht noch tiefer mich in die Wildnis zu verirren, stieg ich ab und suchte mir einen bequemen Ort für mein Nachtlager, den ich auch unter einer alten, gewiss tausendjährigen Eiche fand. Mein Pferd band ich an einen benachbarten Baum, ich selbst aber legte den Mantelsack unter meinen Kopf und beschloss so den Anbruch des Tages zu erwarten.

Die mancherlei Sagen, die man von diesem Wald erzählt, beschäftigten lange meine Fantasie und zauberten mir manche seltsame Abenteuer und Szenen vor meine Augen.

Beschäftigt mit diesen Ideen mochte ich in einen sanften Schlummer verfallen.

Plötzlich sah ich mich in einen alten Rittersaal versetzt, worin sich ein Sofa befand, welches die unverkennbaren Spuren des Alters an sich trug. Ich nahm ohne Bedenken Besitz davon.

Auf einmal glaubte ich in einem Nebenzimmer ein Geräusch von einigen Menschenstimmen zu vernehmen. Neugierig, den Inhalt des Gesprächs zu hören, schlich ich leise an die Tür des Zimmers, worin ich die Sprechenden vermutete, und legte mein Ohr an das Schlüsselloch. Al-

lein, vergeblich war meine Mühe. Man flüsterte so leise, dass ich auch nicht eine Silbe verstehen konnte, und verdrießlich schlich ich wieder zu meinem Lager zurück.

Kaum hatte ich mich aber niedergelegt, so öffnete sich die Tür des Zimmers, woran ich eben gehorcht hatte, und drei ganz schwarz gekleidete Männer, wovon jeder ein brennendes Licht in der Hand und ein schwarzes Tuch, worin etwas eingewickelt war, unter dem Arm hatte, traten heraus in den Saal.

Ihnen folgten neun andere, wovon keiner unter fünfzig Jahren zu sein schien, und die alle, einen ausgenommen, der einen roten Mantel trug und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte, ebenfalls ganz schwarz gekleidet waren, und entsetzlich große Perücken trugen.

Letztere, welche die Vornehmsten zu sein schienen, setzten sich an eine Tafel, die ich bisher der Dunkelheit wegen nicht bemerkt hatte, nachdem vorher einer von den dreien, die mit den brennenden Lichtern zuerst in den Saal getreten waren, dieselbe mit dem unter dem Arm habenden schwarzen Tuch bedeckt, und zwei Lichter, eine Sanduhr einen Totenkopf und ein Kruzifix nebst Tinte, Feder und Papier darauf gesetzt hatte. Die beiden Übrigen aber folgten dem Rotmantel in ein Seitenzimmer.

Es dauerte nicht lange, so kamen alle drei wieder zurück und brachten einen sehr jungen Menschen mit sich, der ganz weiß gekleidet war und an Händen und Füßen eine ungeheure Kettenlast trug. Sein blondes Haar, das fast bis auf die Erde reichte, hing ungebunden den Rücken hinab. In seinem Gesicht sah man Schmerz und Verzweiflung in unverkennbaren Zügen.

Mit gesenktem Haupt und bebenden Lippen trat er hin

vor seine Richter und schien ängstlich sein Urteil zu erwarten.

Nach dem Verhör, das nur kurz dauerte, nahm man ihm die Fesseln ab, ließ ihn auf ein ausgebreitetes schwarzes Tuch niederknien, verband ihm die Augen, und der Rotmantel trennte in einem Augenblick mit einem handbreiten Schwert, das er unter dem Mantel verborgen gehabt hatte, den Kopf vom Rumpf.

Sobald dieses geschehen war, nahm der Rotmantel den Kopf, legte ihn in eine goldene Schüssel und eilte damit in ein Zimmer, welches zunächst an dasjenige stieß, aus welchem man den unglücklichen jungen Menschen heraus vor seine Blutrichter geführt hatte. Den Rumpf aber trugen die zwei Gehilfen in dem schwarzen Tuch, worauf die Enthauptung vorging, in das Zimmer, woraus die ganze Gesellschaft gekommen war. Die acht Richter folgten ihnen, und diesen wieder der Rotmantel, der nach wenigen Minuten mit dem Kopf aus dem Nebenzimmer zurückkam.

Noch hatte ich mich nicht völlig von meinem Entsetzen erholt, als die Totenstille, die nunmehr wieder herrschte, durch eine angenehme, aber rührende Musik unterbrochen wurde. Es schien mir, als käme der Schall aus dem nämlichen Zimmer, wo man den Leichnam des unglücklichen Jünglings hineingetragen hatte. Ich irrte mich nicht.

Die Musik, welche auch von schönen Menschenstimmen begleitet wurde, war wirklich in diesem Zimmer und dauerte fast eine Viertelstunde. Dann aber wurde sie immer schwächer und schwächer und verlor sich endlich ganz.

Mit einem starken Donnerschlag, begleitet von einem heftigen Blitz, öffnete sich plötzlich die Tür dieses Zim-

mers. Es war ganz schwarz ausgeschlagen und ringsum mit kristallinen Spiegelleuchtern erhellt. In der Mitte desselben standen zu beiden Seiten eines auf der Bahre stehenden Sarges, in welchem der Enthauptete mit großer Pracht lag, vierundzwanzig Guéridons mit silbernen Leuchtern, auf welchen ebenso viele Wachlichter brannten.

Obgleich das Zimmer von schwarz gekleideten Herren und Damen ganz gefüllt war, so herrschte doch eine solche Stille, dass es schien, als ob keine lebendige Seele anwesend sei.

Diese Stille dauerte einige Minuten. Dann wurden die Guéridons auf die Seite gesetzt, und zwölf große und starke Männer luden den Sarg auf ihre Schultern. Die Übrigen gingen paarweise mit brennenden Wachsfackeln teils vor dem Sarg her, teils folgten sie ihm in eben dieser Ordnung.

Der Zug nahm langsam und feierlich seinen Weg durch den Saal, dicht an mir vorbei, die Treppe hinab über den Hof und entschwand meinen Augen, wie ich durch das mir gegenüberliegende Fenster deutlich bemerken konnte, hinter einem Gebäude, das ich für eine alte Kapelle hielt.

Nach Verlauf einiger Zeit kam der Zug, jedoch ohne Sarg, in eben der Ordnung zurück, in der er bei mir vorübergegangen war. Alle sahen nun weit freundlicher aus und nahmen bald nach ihrer Rückkehr in den Saal, der jetzt ebenfalls erleuchtet wurde, an eben der Tafel Platz, an der kurz vorher Gericht gehalten worden war. Die Speisen wurden in goldenen Gefäßen aufgetragen und dufteten so lieblich, dass ich, ungeachtet der Furcht und des Entsetzens, die sich während dieser fürchterlichen

Auftritte meiner wechselweise erfasst hatten, keinen Augenblick angestanden haben würde, davon mit zu genießen, wenn man mich darum ersucht hätte.

Allein man tat, als ob man mich gar nicht bemerke, aß und trank, und überließ mich ganz meinen Betrachtungen. Außerdem aber sprach keiner von allen nur ein Wort, so dass es nicht anders schien, als ob die ganze Gesellschaft aus lauter stummen Personen bestünde.

Nachdem sie ihren Hunger und Durst gestillt hatten, schlug der eine, der dem Anschein nach der Vornehmste unter allen war, mit einem kleinen Hammer dreimal an ein silbernes Glöckchen, das neben ihm auf der Tafel stand, und im Nu sprang alles von den Stühlen in die Höhe und eilte in das Zimmer zurück, aus dem man den Sarg herausgetragen hatte.

Die Tafel wurde abgeräumt, und die Lichter verlöschten zum zweiten Mal.

Schon glaubte ich, das Gaukelspiel würde nun beendet sein, als aus dem Zimmer, in welches der Rotmantel den Kopf des unglücklichen Jünglings getragen hatte, ein ganz weiß gekleidetes Frauenzimmer mit einem brennenden Licht kam. Sie sah sich allenthalben um, als ob sie jemand suche, und kehrte, sobald sie mich erblickte, sogleich wieder um.

Wenige Minuten später kam sie zurück und winkte mir, ihr zu folgen.

Ich gehorchte! Sie führte mich stillschweigend aus einem Zimmer ins andere, und endlich auch in eines, dessen größte Zierde ein üppiges Sofa war.

Meine bezaubernde Führerin gab mir zu verstehen, dass ich hier einen Augenblick verweilen möge, und ging in

das angrenzende Gemach.

Während ihrer Abwesenheit nahm ich das Zimmer, in dem ich mich befand, genauer in Augenschein. Es war durchaus mit den meisterhaftesten Gemälden verziert, die aber den Wohlstand beleidigen und der Tugend gefährlich werden musste.

Noch war ich in ihrem Anschauen versunken, als meine Führerin mit einer alten Dame hereintrat, die so hässlich, als jene schön war.

Sie musterte mich von oben bis unten, gab ihre Zufriedenheit durch ein freundliches Kopfnicken zu erkennen, setzte sich auf das Sofa und gab dem jungen Mädchen einen Wink, sich zu entfernen. Diese gehorchte dem Befehl ihrer Gebieterin und setzte mich dadurch in die peinlichste Verlegenheit.

Die Dame forderte mich auf, neben ihr Platz zu nehmen, und aus Furcht, sie zu erzürnen, erfüllte ich ihren Wunsch. Jedoch setzte ich mich so weit von ihr, wie ich es konnte. Doch meine Gesellschafterin, der dies sehr ungelegen zu sein schien, wusste sich bald zu helfen. Sie rückte immer näher, und endlich so nahe, dass ich, wenn ich noch weiterrutschte, Gefahr lief, vom Sofa zu fallen.

Sie ergriff meine Hand, drückte sie zärtlich und ließ sich nicht undeutlich anmerken, dass sie es gern sähe, wenn ich den Druck erwidere. Ich stellte mich sehr blöd an und suchte durch allerlei Ausflüchte ihren ekelhaften Liebkosungen auszuweichen. Vergeblich!

Sie wurde immer zudringlicher und trieb es endlich so arg, dass mir die Geduld verging. Mit Gewalt entwand ich mich ihren abgezehrten Armen, womit sie mich fest umschlungen hielt, sprang vom Sofa auf und wollte zum

Zimmer hinaus.

Allein die Alte, die wahrscheinlich im Voraus vermutet hatte, dass es so kommen würde, hatte schon solche Maßregeln getroffen, dass ich ihr so leicht nicht entweichen konnte. Sie blieb ruhig auf ihrem Sofa sitzen und lachte herzlich, dass ich mir es so sauer werden ließ, die wohl verschlossene Tür zu öffnen.

»Du bemühst dich vergeblich«, sagte sie endlich mit der größten Kaltblütigkeit zu mir. »Hier ist an kein Entrinnen zu denken. Sei klug und schicke dich in Zeit und Umstände!«

Ich sah ein, dass ich mit Gewalt hier nichts ausrichten würde, und stellte mich daher, als ob ich ihre Umarmung für das größte Glück halte, bedauerte aber zugleich herzlich, dass ich davon keinen Gebrauch machen könnte.

»Und was hält dich denn ab, den süßen Trieben zu folgen?«

»Nichts, als ...«, erwiderte ich, stockte und sah sie bedenklich an.

»Meine hässliche Gestalt, nicht wahr? ... O, wenn das so ist ...«, fuhr sie ohne meine Antwort abzuwarten fort. »Diese Schwierigkeit soll bald behoben sein!«

Bei diesen Worten zog sie ein Gläschen aus der Tasche, goss einige Tropfen von der darin befindlichen Flüssigkeit in die Hand, fuhr sich damit über das Gesicht, und im Nu stand sie als das reizendste Mädchen vor mir!

Ich stand vor Verwunderung wie in den Boden gewurzelt. Meine Augen waren starr auf diese Schönheit gerichtet.

»Nun, lieber Freund!«, sprach sie nun lächelnd zu mir und sah mich mit einem festen Blick an. »Werdet Ihr mich

noch vergeblich nach Gegenliebe seufzen lassen?«

»Keinen Augenblick, wenn mich nicht bereits ältere Bande fesselten ...!«, entgegnete ich mit einem tiefen Seufzer.

»Wenn ich Euch aber beweise, dass sich das Mädchen, der ihr mich nachsetzt, eben jetzt in den Armen eines Mannes befindet - werdet Ihr dann noch anstehen, meine Liebe mit Gegenliebe zu belohnen?«

»Nein, wunderbares Wesen«, erwiderte ich etwas feurig. »Sobald Ihr mir dies beweisen könnt, bin ich ganz der Eure!«

»Wohl, ich halte Euch beim Wort!«, sagte sie und eilte in ihr Zimmer zurück. Sie kam aber bald wieder und hatte einen kleinen, runden, metallenen Spiegel in der Hand.

»Dieser Spiegel«, sagte sie, »hat die sonderbare Eigenschaft, dass er alle Fragen, die man an ihn stellt, mit der größten Geschwindigkeit beantwortet. Nehmt hin! Er kann Euch am besten sagen, ob Eure Geliebte Eurer wert ist.«

Ich griff hastig zu, fragte ungeduldig den Spiegel. »Wo befindet sich in diesem Augenblick meine Verlobte Amalie?«

Und im Nu zeigte sich auf der Oberfläche desselben ein Zimmer, welches ich sogleich für das meines Schwiegervaters erkannte. In demselben war Amalie und lag in den Armen ihres Vaters!

Diese unvermutete Hinterlist schien mich zu berechtigen, mein unbedingtes Versprechen zurücknehmen zu dürfen. Dies gab der ganzen Sache aber bald ein ernsthafteres Ansehen.

»Noch fünf Minuten gebe ich Euch Bedenkzeit«, sagte die Dame ziemlich entrüstet. »Beharrt Ihr aber nach Ver-

lauf derselben bei Eurem gefassten Entschluss, so zittert vor der Rache eines verschmähten Weibes!«

Sie verließ nach diesen Worten eilig das Zimmer und ließ mir Zeit, über meine missliche Lage nachzudenken. Noch sann ich hin und her, wie ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen könne, als sie schon wieder zurückkam und meine bestimmte Erklärung zu hören verlangte.

Ich beharrte bei meinem ersten Vorsatz.

»Unbesonnener!«, schrie sie mit so lauter Stimme, dass der Saal davon widerhallte. »Hat dich das Beispiel des Jünglings, den du vor einer Stunde mit dem Tod vermählen sahst, nicht gewarnt? Willst du durchaus ein gleiches Schicksal mit ihm haben?«

»Wenn es das einzige Mittel ist, das mich von der Schande, treulos zu handeln, befreien kann - ja!«, versetzte ich mit der größten Entschlossenheit.

»Nun wohlan, so werdet das Opfer Eures Eigensinns!«

Sie zog heftig an einer Schnur. Augenblicklich traten vier riesenähnliche Männer herein, und mit ihnen der Rotmantel, der kurz zuvor im Saal bewiesen hatte, dass er seiner Kunst gewiss sei.

Mich überlief bei seinem Anblick ein eiskalter Schauer. Doch raffte ich alle meine Standhaftigkeit zusammen und sah den Zubereitungen zu meinem Tod ganz gelassen zu.

Noch einmal bot sie nun ihre ganze Überredungskunst auf, mich auf andere Gedanken zu bringen. Aber vergeblich! Die Zubereitungen zu meinem Tod nahmen daher ihren Fortgang. Ich musste niederknien, der Rotmantel schwang das Schwert, um den schrecklichen Streich, der mein Dasein vernichten sollte, zu tun ... als ... ein heftiges Rütteln mich aufschreckte und das ganze Abenteuer ver-

schwunden war!

Ich blickte auf. Es war schon heller Tag, und die Strahlen der gerade aufgehenden Sonne schimmerten durch die Gipfel der Bäume. Dicke Schweißtropfen standen auf meiner Stirn, und ein unwillkürliches Zittern hatte sich all meiner Glieder bemächtigt.

Vor mir stand ein Mann in grünen Kleidern, der, wie ich nachher erfuhr, der Förster dieses Waldes war, und mich mit einem mitleidigen Lächeln ansah.

»Ei, ei, lieber Herr!, sprach er in einem gutmütigen Ton. »Ihr habt Euch gewiss verirrt. Diese Gegend ist nicht geheuer, und der Baum, unter dem Ihr liegt, der verrufene Zauberbaum, den alle Bewohner dieser Gegend sorgfältig meiden. Ihn beherrscht ein Kobold, der diejenigen, welche sich in seine Nähe wagen, einzuschläfern weiß und sie dann mit furchtbaren Unbilden foltert. Steht auf, kommt mit mir in meine Hütte und erholt Euch dort. Ich werde Euch dann auf den rechten Weg bringen.«

Ich nahm des biedereren Försters Anerbieten mit Dank an, schwang mich auf mein Pferd und folgte ihm. Unterwegs erzählte er mir noch manche Szene von diesem wundervollen Baum, der hier zum Volksmärchen diente, wobei ich im Stillen seine Unwissenheit belächelte. Denn die Ursache meines gehabten lebhaften Traumes schrieb ich keineswegs dem Zauberbaum, wohl aber den mancherlei abenteuerlichen Betrachtungen zu, mit denen ich mich vor meinem Einschlummern beschäftigt hatte, und die meine geschädigte Seele, mit seltsamen Bildern verziert, mir vorgezaubert hatte.

\*\*\*

## Die Totenbeschwörer

Karl und Ernst hatten eine vertraute Freundschaft miteinander errichtet. Ersterer glaubte an die Schwarze Kunst und konnte nicht begreifen, dass sein Freund eine so unleugbare Sache bezweifelte. Er versicherte hoch und teuer, dass er noch vor einigen Tagen seinen Vater gesehen habe, den ihm ein paar reisende Schwarzkünstler zitiert hätten.

Ernst, begierig hinter die Wahrheit zu kommen, sandte sogleich nach dem Wirtshaus, wo diese Leute im Stillen ihr Unwesen trieben, und ließ sich und Karl für diesen Abend bei ihnen anmelden.

Sie wurden in ein oberes Gemach geführt. Ernst brachte hier sein Anliegen vor und bat, da er so viel von ihrer Geschicklichkeit gehört hatte, ihm einen Beweis davon zu geben.

Sie ließen sich ohne Umstände dazu willig finden, sagten aber, vor Mitternacht könne nichts unternommen werden. Man ließ sich das gefallen, und die Schwarzkünstler bedienten sich indessen der List, die Zeit bis dahin mit allerlei Gespenstergeschichten und anderen fürchterlichen Bildern auszufüllen.

Indem schlug es elf, und die Anstalten, die Geister herauszufordern, huben an. Ernst beobachtete alles, soviel er konnte, mit unbefangenen Blick.

Sie mussten sich setzen, und der eine von den beiden Schwarzkünstlern ging in eine geradeüber liegende Kammer, die bei ihrer Öffnung ganz finster war, und warf die Tür schnell hinter sich zu.

Der im Zimmer Zurückgebliebene fragte ganz leise, wen er nun herbeizitieren solle. Es müsse aber ein Toter sein.

Zufälligerweise fiel Ernst auf den berühmten Weltweisen Aristoteles.

Kaum hatte er diesen Namen genannt, so forderte der Totenbeschwörer seinen Degen, den ihm Ernst zitternd gab. Hierauf holte er das Zaubergerät, welches sich in einem Kasten befand, hervor.

Die Zeremonien, die er nun vornahm, waren Folgende: Zuerst breitete er eine weiße Decke über den Boden und setzte einen schwarz behangenen Tisch darauf, auf welchen er einen Totenkopf legte, der ein grässliches Ansehen hatte. Neben ihm standen zwei Lichter, von denen er nachher behauptete, dass sie aus Menschenfett gezogen wären. Zu seiner Rechten lagen mehrere Zauberbücher, die mit mystischen Charakteren bezeichnet waren. In diesen schlug er eine Seite auf und winkte den Anwesenden, dass keiner ein Wort reden sollte.

Nun ergriff er den blanken Degen, hieb dreimal um sich und machte einen Kreis, der bis an die Tür der Kammer ging. Endlich bildete er, teils in der Luft, teils auf der Erde, allerhand seltsame Figuren, verdrehte die Augen im Kopf, schäumte mit dem Mund und machte mehrere wunderliche und grässliche Gebärden.

Bald darauf kam er wieder zu sich selbst und stieß im bellenden Ton die Worte aus: »Satan, ich beschwöre dich im Namen Beelzebubs und der ganzen Hölle, dass du dich mir jetzt in einer lebenden und sichtbaren Gestalt zeigest!«

Er verdrehte nun abermals die Augen, wurde ganz blass im Gesicht und schlug sich dreimal mit bebenden Händen an die Brust.

In diesem Augenblick sprang eine große Schlange aus seinem Busen, wälzte sich etliche Mal auf dem Tisch, um-

schlang den Totenkopf und wäre gewiss auf Karl und Ernst losgesprungen, wenn sie der Beschwörer nicht beim Schwanz ergriffen und zurückgehalten hätte. Diesem kroch sie nun den Rücken hinauf und war mit einem Mal, ohne dass man wusste, wo sie geblieben war, verschwunden. Er fluchte auf den Totenkopf, als ob dieser die Schlange verschlungen hätte. Und ... alsbald begann der Totenkopf große blutige Tränen zu weinen.

Als er das Blut fließen sah, wandte er sich zur Tür der verschlossenen Kammer, in welcher ein fürchterliches Geräusch entstand. Er schlug mit der Spitze des Degens daran, als ob er den Geist rufen wollte, trat aber schnell zurück, hieb mit dem Degen um sich und zeigte pantomimisch an, dass er dadurch die bösen Geister von sich abwehren wollte.

Nun trat er wieder an die Tür, siebzehn Mal an, sprang dann wieder in den Kreis und fing an zu zittern.

Er hieb von Neuem etliche Mal rasend um sich und ging wieder ganz leise an die Kammertür, wo er stillschweigend neunmal anklopfte.

Hierauf nahm er sein Zauberbuch, machte allerhand wunderliche Charaktere auf den Tisch, schlich abermals ganz langsam zu der Schwelle der finsternen Kammer, wo der Geist erscheinen sollte, und schlug achtzehnmal mit aller Gewalt an.

Da aber der Tote noch nicht erscheinen wollte, so rief er denselben von Neuem mit neunzehn Schlägen. Endlich wurde er ganz wütend, dass der Geist sich noch nicht zeigen wollte, und stieß im Grimm die Worte aus: »Satan, ich beschwöre dich, bringe mir den Toten herauf!«

Kaum hatte er dies gesagt, so sprang er schnell auf und

rief den Geist abermals durch vierzehn, dann durch fünf, hierauf durch elf, dann wieder durch fünf, und endlich durch achtzehn Schläge.

Als dies geschehen war, gab er zu verstehen, dass er die Zauberzahl, die auf dem Tisch stand, nämlich 136, erreicht hätte. Er hörte deshalb auf zu klopfen und rief mit einem fürchterlichen Brüllen: »Satan, ich beschwöre dich zum dritten und letzten Mal, bringe mir den Toten herauf!«

Daraufhin entstand ein dumpfes Gepolter in der Kammer, aus welcher der andere Beschwörer hervorsprang, sich zur Erde niederstürzte und mit bebender Stimme ausrief, er habe den Geist des Aristoteles gesehen.

Unsere jungen Freunde konnten nicht begreifen, wie dieser Kerl den Aristoteles nennen konnte, da er doch nichts gehört hatte, und dieser Name von dem Beschwörer nicht ein einziges Mal genannt worden war.

Sie beehrten deshalb, dass man ihnen die finstere Kammer öffnen sollte, worin sie aber, wie sie sagten, nicht einwilligen könnten, weil der Schreck einen nachteiligen Einfluss auf ihre Gesundheit haben würde.

Nach vielen Weigerungen, da sie darauf bestanden, ging der Beschwörer an die Tür und öffnete das Zimmer.

Zu ihrem Erstaunen bemerkten sie, dass der eine Teil der Kammer, der vorher ganz finster war, von einem besonderen Licht erleuchtet wurde. Es breiteten sich ganz blasse Strahlen wie der Glanz des Mondes über die Wände aus.

In der Ecke stand ein alter, abgelebter Mann, der einen langen Bart und ein eingefallenes Gesicht hatte, die Augen zu verdrehen schien und mit einem langen Totenhemd bekleidet war, bald stillstand, bald aber sich bewegte, als ob er auf Ernst zukommen wollte. Dieser entsetzte sich so

sehr über diese Erscheinung, dass er schnell zurückprallte und den Beschwörer bat, die Tür wieder zu verschließen.

Beide verließen hierauf die Wohnung des Beschwörers, nachdem sie ihn ansehnlich belohnt hatten.

Indes beunruhigte diese Geschichte Ernst so sehr, dass er die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Er rief sich jeden Umstand aufs Genaueste zurück. Und dabei fiel es ihm erst auf, dass der Geist eine Perücke getragen hatte, von deren Erfindung man zu Aristoteles Zeiten noch nichts wusste. Dies bestärkte ihn aufs Neue in dem Gedanken, dass eine Betrügerei dabei zugrunde liege. Deshalb entschloss er sich, in der folgenden Nacht dieses Gaukelspiel genauer zu untersuchen.

Er führte auch diesen Entschluss, jedoch ohne seinem Freund ein Wort davon zu sagen, aus.

Der Geisterbeschwörer verstand sich auf die Wiederholung seines Kunststücks. Ernsts Neugierde überwand allen Schauer, der bei dergleichen Anstalten fast unvermeidlich ist. Der Beschwörer fragte, wen er herbeizitieren solle. Ernst begehrte den Cicero zu sehen.

Die Zeremonien des vorigen Tages wurden nun wiederholt. Doch bemerkte Ernst, dass die Schläge an der Tür nicht mit denen des vorherigen Tages übereinstimmend waren. Und dies enthüllte ihm das ganze Rätsel.

Denn bei dem ersten Absatz schlug er dreimal an die Tür, weil C der dritte Buchstabe des Alphabets ist. Dann schlug er mit dem Degen neunmal an, weil I der neunte Buchstabe ist, und so fort, bis er endlich alle Buchstaben durch die Schläge an der Tür bezeichnet hatte.

Ernst freute sich seiner Entdeckung, ließ sich aber noch nichts merken.

Als die Tür geöffnet wurde, eilte er zu dem erleuchteten Gemach, erschrak aber heftig, als er ein Gespenst vor sich sah, das den Kopf unter dem Arm hielt. Der Schreck hätte vielleicht eine traurige Wirkung haben können, wäre Ernst nicht zugleich eine Zauberlaterne, künstlich hinter einem Schirm versteckt, gewahr worden, die einen blassen Schatten an die Wand warf.

Die beiden Männer bewunderten seine Dreistigkeit, baten ihn aber sehr, da er ihren Betrug entdeckt habe, sie nicht zu verraten.

Ernst besichtigte nun auch den Totenkopf und sah in den Höhlungen desselben eine Schweinsblase mit Blut liegen, welche das Blut ganz langsam aus den Höhlungen der Augen träufelte.

Er nahm Abschied, versprach ihnen Verschwiegenheit und erfuhr nachher, dass diese Betrüger ein paar entlaufene Barbiergesellen waren, von denen der eine eine natürliche Schlange mit sich führte, der er die Zähne und das Gift entnommen hatte.

\*\*\*

## **Der wilde Jäger**

Es war gerade an einem Fastnachtsabend, als der arme Philip, ein wandernder Schneidergeselle, in der Herberge eines kleinen Ortes ankam. Er machte sich alsbald zum freundschaftlichen Ofen, ließ sich ein Abendbrot aufischen, so gut es hier zu haben war, stützte sich dann auf den Arm, und überdachte mit stiller Wehmut die Zukunft.

Der Wirt, ein gesprächiger Mann, bemerkte kaum die

Niedergeschlagenheit seines Gastes, als er sich sogleich zu ihm gesellte, ihn mit manchem munteren Schwank unterhielt und endlich auch auf das so beliebte Kapitel von Geistererscheinungen und Schatzgräberei kam.

»Ich selbst«, fuhr er fort, »weiß einen Ort, wo eine ungeheure Menge Gold und Silber vergraben sein soll, und würde es gewiss auch schon gehoben haben, wenn ich meiner seligen Frau, die nur durch Tränen und Bitten mich bei ihrem Leben davon abgehalten hat, nicht noch auf ihrem Sterbebett, in Gegenwart des Predigers, feierlich hätte versprechen müssen, nie wieder mir so etwas bekommen zu lassen. Hat er indes Luft, mein Freund, einen Versuch zu machen, und wenn dieser gelingen sollte, die Ausbeute mit mir zu teilen, so will ich ihm gern mit Rat und Tat an die Hand gehen und ihn bereitwillig unterrichten, wo er den Schatz zu suchen, und wie er sich bei dem ganzen Handel zu benehmen hat.

Philipp sann lange hin und her. Die Erzählung des Wirts machte ihn lüstern. Aber die Gefahr, die mit dem ganzen Unternehmen verbunden zu sein schien, schreckte ihn wieder ab. Der Wunsch, ein reicher Mann zu werden, behielt endlich, nach mancherlei Kämpfen mit sich selbst, die Oberhand. Er willigte ein und gelobte mit einem Handschlag treu und redlich zu teilen, wenn das Unternehmen nach Wunsch gelingen sollte.

Nun rückte der Wirt mit seinem Geheimnis heraus.

»Eine Stunde von diesem Dorf«, so hub er an, »liegt ein altes, verfallenes Schloss, jetzt der Wohnplatz von Unken, Eulen und Uhus, ehemals die Residenz eines berühmten Raubgrafen. Dieser führte ein so schändliches, ruchloses und dabei so verschwenderisches Leben, dass er nach und

nach ganz in Verfall kam. Zuletzt geriet er in so armselige Umstände, dass er alle seine Besitzungen verkaufen musste. Jeder Versuch, sich aus seiner Dürftigkeit wieder emporzuschwingen, schlug fehl, und er fasste endlich den Entschluss, sich selbst zu entleiben.

Schon hatte er das Schwert entblößt, um es in sein lasterhaftes Herz zu stoßen, als plötzlich die Tür des verschlossenen Gemachs aufrauschte, und ein Mann in einer goldenen Rüstung hereintrat.

Der Raubgraf erriet den ungebetenen Gast sogleich, warf das Schwert auf den Boden und reichte ihm die Hand.

»Willkommen auf meiner Burg, du Retter in aller Not! Ich bedarf deines Beistandes. Befreie mich von meiner Schuldenlast, und nach zwanzig Jahren bin ich dafür mit Leib und Seele dein!«

»Unterschreib mit deinem Blut in dieses Buch«, brüllte der Satan – denn niemand anderes als dieser selbst war der Unbekannte – mit hohler Stimme, »und der Handel sei geschlossen!«

Der Raubgraf nahm zwar einige Minuten Anstand, sich in das Register der Verdammten einzutragen. Allein der Gedanke, zwanzig lange Jahre von Neuem im Wohlleben zu vergeuden, siegte über den leichtsinnigen Mann, und – er unterzeichnete.

»Wohlan, der Kontrakt ist nun geschlossen. Du erhältst jetzt von mir so viel Geld, wie du brauchst, und bist dafür nach zwanzig Jahren mit Leib und Seele mein Eigentum. Bis dahin lebe wohl!«

So sprach der Böse und verschwand!

Jetzt begann dem Verführten die Tat zu reuen. Allein es war zu spät! Unmöglich war es ihm in diesem Zimmer zu

verweilen. Er nahm ein Licht und ging in ein Nebengemach. Zwei große Beutel, mit den schönsten Goldstücken angefüllt, blinkten ihm hier entgegen. Der Glanz des schimmernden Metalls überwand bald seine innere Seelenunruhe. Er bezahlte seine Schulden, lebte wieder herrlich und in Freuden, und fand die ausgeleerten Beutel immer von Neuem gefüllt.

So waren nach und nach neunzehn Jahre verstrichen, ohne dass der Graf nur mit einem Gedanken an den immer näher heranrückenden Zahlungstermin dachte. Allein da das Zwanzigste beinahe vollendet war, erinnerte er sich mit Schrecken seiner getanen Zusage. Zwar versuchte er, durch rauschende Vergnügungen sein nagendes Gewissen einzuschläfern, aber das Bild des Bösen verfolgte ihn überall, schreckte ihn sogar in den Umarmungen seiner Buhldirnen auf.

Der fürchterliche Tag, es war eben der Fastnachtsdienstag, brach endlich an. Der Graf zitterte vor der Mitternachtsstunde und machte mehr als einen Versuch, sich selbst zu entleiben. Allein keiner gelang ihm. Wollte er sich erhängen, so riss der Strick. Wollte er sich erstechen, so hielt ihm eine unsichtbare Hand das Schwert in der Scheide. Und machte er einen Versuch, sein Leben durch einen beherzten Sprung von den Zinnen der Burg herab zu enden, so fühlte er sich stets von hinten so festgehalten, dass es ihm unmöglich war, sein Vorhaben auszuführen. Dies brachte ihn zur Verzweiflung! Um nicht allein zu sein, lud er eine zahlreiche Gesellschaft zu sich, wo er in der Angst seines Herzens so unmäßig viel trank, dass er bald ohne Sinn und Verstand zu Boden sank und in sein Gemach gebracht werden musste.

»Unterdessen vertrieben sich die Gäste die Zeit mit essen, trinken und mancherlei Kurzweil bis zur Mitternachtsstunde, als sie mit einem Mal auf eine schreckliche Art in ihrer Freude gestört wurden.

Es erhob sich ein gewaltiger Sturmwind. Die Grundfesten der Burg erzitterten, die Scheiben sprangen, und die Lichter erloschen. Alle, bis auf einen einzigen Wagehals, schlichen still davon. Dieser stellte sich mit blankem Schwert vor dem Eingang des Vorsaals, um abzuwarten, wie alles das sich enden würde. Plötzlich vernahm er von dem Schlafzimmer des Burgbesitzers her ein Getöse und Gerassel, das dem Geräusch am Boden geschleifter Ketten glich, und so lange anhielt, bis die Glocke zwölf schlug. Der Sturm erhob sich von Neuem, und es schien, als ob das ganze Gebäude zusammenstürzen würde.

Gegen Morgen wagte er es endlich, begleitet von einigen Hausleuten des Grafen, dessen Schlafzimmer zu öffnen. Welch ein Anblick! Entseelt lag er auf dem Boden, sein ganzer Körper war zerfleischt, und die Zunge hing ihm weit zum Hals heraus.

Jetzt war es allen klar, woher der Unglückliche sein Vermögen erhalten hatte, und niemand zweifelte, dass sein Schatzmeister sein Unterpand in Empfang genommen habe.

Sein Leichnam wurde zwar in der Stille zur Erde bestattet. Allein die Seele schwärmt noch bis auf den heutigen Tag unستet umher.

Der Fastnachtsabend ist die gewöhnliche Zeit, wo sie sich in einem zahlreichen Gefolge von geharnischten Rittern und Hunden sehen und hören lässt.

Der folgende Besitzer der Burg ernährte sich, wie sein

Vorgänger, von Rauben und Plündern, bis Kaiser Maximilian endlich diesem Unfug ein Ende machte, das Schloss mit Heeresmacht belagerte, es endlich eroberte, und gänzlich zerstörte. Allein vorher vergrub der Belagerte alles geraubte Gold und Silber, damit es dem Feind nicht in die Hände fallen sollte, und bis jetzt hat man noch nichts davon wieder finden können.

Seit mehreren Jahren erst bemerkt man am Fastnachtsabend, wo der wilde Jäger seinen Umzug hält, um die Mitternachtsstunde in jener Gegend ein brennendes Licht, woraus deutlich erhellt, dass der Schatz nunmehr reif sei, um gehoben werden zu können. Schon mancher Wagehals hat es versucht, sich desselben zu bemächtigen. Noch ist es aber bis jetzt keinem gelungen, weil keiner imstande war, die dabei erforderliche Bedingung zu erfüllen.«

»Und diese ist?«, fiel Philipp hitzig ein.

»Derjenige, welcher eines guten Erfolges gewiss sein soll«, entgegnete der Wirt, »darf, nach der Aussage aller, die das wichtige Werk zu unternehmen gedachten, während der ganzen Handlung, es mag ihm auch begegnen, was da will, nicht den geringsten Laut von sich geben. Ein Ritter in einem glühenden Harnisch, welcher den Zug anführt, ladet alle diejenigen, welche er in seiner Wohnung findet, zur Hebung des Schatzes ein, und zeigt ihnen sodann den Ort, wo sie nachgraben sollen. Dabei leistet er selbst hilfreiche Hand und hebt den eisernen Kasten, der all die Herrlichkeiten einschließt, eigenhändig aus der Grube. Für seine Mühe verlangt er bloß einen Handschlag. Wird ihm dieser verweigert oder verrät der Beschenkte nur durch einen Laut, dass ihm der Händedruck zu warm sei, so verschwindet alles augenblicklich, und der Ge-

täuschte erhält nie wieder eine zweite Einladung. Dieser Handschlag nun ist die Klippe, an der alle scheiterten. Doch, weiß er was, ich besitze eine Salbe, welche die wunderbare Eigenschaft hat, dass denjenigen, welcher sich damit wäscht, die heftigste Feuerflamme unversehrt lässt. Diese will ich ihm geben, da er so uneigennützig ist und mir versprochen hat, gewissenhaft mit mir zu teilen. Aber noch muss er wissen, dass die Salbe nicht länger als eine Stunde wirkt. Er darf sich also durchaus nicht früher damit waschen, als kurz vor Mitternacht!«

Der Wirt trat nun vor ein kleines Schränkchen, öffnete es und brachte ein versiegeltes Büchlein hervor.

»Hier«, fuhr er fort, »nehm er diesen Wunderbalsam und vergess er sein Versprechen nicht! Sein Reisebündel verbürge mir einstweilen seine Rückkehr!«

Mit Spaten und Hacke auf dem Rücken und einer brennenden Laterne in der Hand trat Philipp mutig seine Wanderschaft zu dem alten Schloss an. Der Wirt begleitete ihn eine Strecke, empfahl ihn aber bald dem Schutz des Himmels und eilte zu seiner Wohnung zurück, vergnügt, dass ihm sein Schelmenstück so wohl gelungen sei. Denn seine ganze Erzählung war eine bloße Fabel und die so hochgepriesene Salbe nichts anderes als reiner Talg.

Dieser Mann nämlich, nicht zufrieden mit dem, was ihm sein Gewerbe eintrug, suchte seine Habe auch noch mit unrechtem Gut zu vergrößern. Das alte Schloss gab ihm hierzu die schönste Gelegenheit. Es war weit und breit als der Tummelplatz nächtlicher Unholde bekannt und daher so verrufen, dass es niemand wagte, selbst bei hellem Tage vorbeizugehen, besonders aber hätte sich kein Einwohner der ganzen Gegend für alle Schätze der Erde am

Fastnachtstag dort finden lassen, wo, der allgemeinen Sage nach, das ganze Heer der höllischen Geister beisammen sein, dort ihren Unfug treiben, und schon manchen getötet haben soll, den das Ungefähr oder der Vorwitz dorthin geführt hatte.

Diese Mähr benutzte der Betrüger. So oft daher ein Reisender an diesem Tage bei ihm übernachtete, erzählte er ihm die nämliche Geschichte von dem Ritter im glühenden Harnisch und suchte ihn durch Hilfe seiner Salbe zu bereden, einen Gang zum Schloss zu wagen. Die sich durch diese List hintergehen ließen, fanden ihren Tod.

Niemand wusste, wo sie hingekommen waren, und der Wirt, der am folgenden Tag seine Hacke und Spaten wiederholte, erbte jederzeit das Reisebündel. Dies war auch seine Absicht bei Philipp.

Dieser kam glücklich vor dem Schloss an, und ein tiefer Seufzer drängte sich beim Anblick desselben unwillkürlich aus seiner Brust hervor. Er blieb einige Minuten vor dem Eingang stehen und überlegte nochmals, ob er hineingehen oder umkehren solle. Die Begierde, ein reicher und angesehener Mann zu werden, behielt endlich die Oberhand über die Furcht.

Eine Menge Fledermäuse, die der Schein des Lichts aus ihren Winkeln hervorgelockt hatte, bewillkommte ihn bei seinem Eintritt.

Philipp ließ sich durch ihr Geschwirr und Gezisch nicht irremachen und ging unverzagt vorwärts.

Eine steinerne Wendeltreppe führte ihn hinauf ins erste Stockwerk und eine halb verfaulte Tür in einen geräumigen Saal, dessen Schönheit durch das Alter ziemlich verunstaltet war, der aber hier und da noch sichtbare Spuren

vom Wohlstand seines ehemaligen Besitzers an sich trug.

Hier beschloss Philipp, die Erscheinung des Geistes zu erwarten. Da dieser nach seiner Rechnung keine halbe Stunde mehr ausbleiben konnte, so salbte er seine Hände mit dem erhaltenen Wunderbalsam.

Mit einem Mal erhob sich fern im Wald ein fürchterliches Getöse von Hundegebell, Jagdhörnern und Jägergeschrei, welches sich dem Schloss immer mehr zu nähern schien. Unserem Helden wurde dabei ganz sonderbar zumute. Ein eiskalter Schauer überlief seinen ganzen Körper, das Herz schlug hörbar und er vermochte aus der beklemmten Brust kaum zu atmen. Er suchte und fand einen Schlupfwinkel und verbarg sich dort.

Nach wenigen Minuten rauschte die Tür des Saales auf, und ein langer Zug von Rittern strömte herein. Jeder hatte einen großen Hund zur Seite, und die größere Hälfte von ihnen führte Jagdhörner, mit deren Tönen sich das Gebell der Hunde und der Gesang der übrigen Ritter, die keine Hörner trugen, vermischten. Nachdem diese Gesellschaft dreimal im Saal umhergezogen war und sodann in der Mitte desselben einen Kreis gebildet hatte, stampfte ihr Anführer dreimal mit dem rechten Fuß gegen den marmornen Boden, und im Nu stieg aus demselben eine wohlbesetzte Tafel nebst so vielen Stühlen, wie Personen gegenwärtig waren, hervor.

Dies war das Zeichen zu einer großen Stille. Die Hörner schwiegen, die Hunde hörten auf zu bellen, der Gesang der ritterlichen Jäger verstummte.

Philipp schwitzte, während jene es sich wohl sein ließen, große Tropfen Angstschweiß, als einer der Hunde ihn in seinem Hinterhalt auswitterte und ein solches Gebell er-

hob, dass alle in Aufruhr gerieten und zu dem Ort hineilten.

Mehr tot als lebend bat der arme Philipp um Gnade und Barmherzigkeit.

»Wer bist du? Was suchst du hier?«, donnerte eine raue Bassstimme ihm entgegen.

Philipp erzählte alles, was meine Leser bereits wissen, und erwartete nun mit völliger Ergebung sein Schicksal.

Die Ritter hielten hierauf eine heimliche Unterredung miteinander.

»Wohlan!«, erwiderte endlich die obige Stimme. »Dein Leben sei dir geschenkt. Der Bube von Wirt hat dich betrogen und schickte dich bloß hierher, damit wir dich morden sollten, und er dein Bündel erben könnte. Aber dieses Mal soll ihm seine Hinterlist nicht gelingen, das Maß seiner Schandtaten ist voll. Noch heute soll sein Haus in Feuer aufgehen.

Du aber begib dich morgen nach Tagesanbruch hinter diese Burg. Dort wirst du, nahe an einem kleinen Graben, einen alten, halb verdorrten Baum finden, dessen Stamm an der Seite gegen Norden ein Astloch hat, in welches man bequem mit der Hand fahren kann. Dort wirst du für dein verlorenes Bündel Ersatz finden.

Aber keinem Menschen vertraue eine Silbe von diesem ganzen Vorfall, oder du bist keine Stunde deines Lebens mehr sicher.«

Hier verstummte der Redner.

Der Tisch mit allen Gerätschaften verschwand. Die Ritter nahmen ihre Köpfe unter die Arme und verließen den Saal in eben der Ordnung und mit eben dem Geräusch, wie sie gekommen waren.

Philipp befand sich nun wieder ganz allein, und um ihn her herrschte Grabesstille. Bald darauf erblickte er ein helles Feuer, welches mit wirbelnden Flammen zum Himmel emporloderte. Es war die Wohnung des schändlichen Gauners!

Mit Anbruch des Tages begab er sich an den bezeichneten Ort, entdeckte sogleich den Baum, griff hinein und zog einen ledernen Beutel voller Geldstücke heraus.

In der nächsten Stadt kaufte er sich ein neues Reisebündel, verbarg darin seinen Schatz, kehrte heiter und vergnügt in seine Heimat zurück und feierte mit dankbarem Herzen an jedem Fastnachtsabend das Andenken an jenes nächtliche Abenteuer im fröhlichen Kreis seiner munteren Familie.

Erst in seinen letzten Lebenstagen erzählte er seinen Kindern und Kindeskindern die Quelle seines jetzigen Wohlstandes und versicherte, dass er in der Folge bei kälterem Nachdenken eher lebende Menschen in dieser Verkleidung als wirkliche Geister gemutmaßt habe.

**Anmerkung:**

Aufgrund des Fehlens von Seiten wurde die Story *Die Nachtwandlerin* hier nicht veröffentlicht.